

JOURNAL NR 12

NETZWERK
FRAUENFORSCHUNG NRW

IMPRESSUM:

NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW
KOORDINATION
Prof. Dr. Ruth Becker
Dr. Beate Kortendiek
Universität Dortmund
Raumplanung FWR
44221 Dortmund
Tel./ Fax: 0231/ 755-5142
e-mail: kortendiek@netzwerk-
frauenforschung.de

REDAKTION
Beate Kortendiek
Dortmund, Juni 2001

INHALT

EDITORIAL	4
NETZWERK-NEWS	
Bericht des Expertenrates: „Frauenforschung und Frauenförderung“ (Auszug)	6
Programmgrundsätze zum Fachprogramm Chancengleichheit. Runderlass vom 19. März 2001 (Auszug)	9
Dr. Angelika Wetter – Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor	11
Dr. Claudia Jeschke – Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor	14
Marie-Jahoda-Professorin an der RUB – Australische Medienwissenschaftlerin Prof. Zöe Sofoulis zu Gast	15
Der Körper, der ich gewesen sein werde....FUTURE BODIES	16
Neue Koordinatorin der Marie-Jahoda-Gastprofessur: Susanne Zwingel	17
BEITRÄGE	
Annette Zimmer/Anemone Schlich Research and Training Network – „Women in European Universities“	18
Steffanie Engler/Brigitte Hasenjürge Marie Jahoda – eine biographische Skizze	25
Susanne Kröhnert-Othman/Joensa Viet VINGS-Projekt geht an den Start	34
Masha Gerding Gender Studies in Bochum	37
Eszter Belinszki Diversity als Ressource – Innovative Umgangsformen mit personeller Vielfalt in Organisationen	40
Christina Reinhardt/Andrea K. Kaus ProFiL unterstützte die Umsetzung des Landesgleichstellungsgesetzes	45
Claudia Breger Auf den Spuren sich verändernder Dinge	48
Michaela Lücking Geschlechterforschung ist fächerübergreifend	50
Marie-Theres Wacker Das Geschlecht der Gottheit – und Wege seiner Dekonstruktion. Perspektiven feministischer Theologie	53

BUCHBESPRECHUNGEN

- Gudrun Schäfer
Jutta Röser: Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural
Studies–Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen 67
- Gudrun Schäfer
Christiane Schmerl, Stefanie Soine, Marlene Stein–Hilbers, Brigitta Wrede (Hrsg.):
Sexuelle Szenen 68

VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM NETZWERK

- Paula–Irene Villa
Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper 69
- Gudrun–Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.)
Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 70
- Andera Brünemann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz–Göckel
Arbeit, Soziales, Sexualität. Zentrale Felder der Frauen– und Geschlechterforschung 71

HINWEISE AUF WEITERE VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM NETZWERK 72

TERMINE/ANKÜNDIGUNGEN

- Einladung und Call for papers
Ilse Lenz, Michiko Mae, Karin Klose:
Zwischen Dominanz und Empowerment: Machtkonzepte und Geschlechterverhältnisse
in Ostasien. Einladung und Call for papers für den 10. Workshop „Geschlechter–
forschung zu Japan“ 13.–14. Dezember 2001 73
- Ankündigung
Konferenz „Techniken der Reproduktion: Medien, Leben, Diskurse.“
Universität Paderborn, 1./2. Dezember 2001 74
- Ankündigung
„Wissensmanagement und Selbstorganisation im Kontext hochschulischer
Lehr– und Lernprozesse“. Im Rahmen des Promotionskollegs der
Hans Böckler Stiftung sind acht Promotionsstipendien zu vergeben 76
- Ankündigung
„30 Jahre Frauenforschung – 15 Jahre Netzwerk“.
Workshop am 23.11.2001 an der Universität Dortmund 77
- Ankündigung
Mathematik und Geschlecht – Internationale Fachtagung am Essener Kolleg
für Geschlechterforschung am 30.11./01.12.2001 (Universität Essen) 78

Editorial

Liebe Leserinnen

Voilà! Hier ist es – das JOURNAL Nr. 12. Kurz vor Ende des Sommersemester, als „Lesefutter“ für die vorlesungsfreie Zeit, können wir durch vielfältige und aktive Beteiligungen aus dem Netzwerk eine gelungene und spannende Ausgabe des JOURNALS vorlegen. Dank an alle Autorinnen!

Die erste Hälfte des Jahres 2001 steht für das Netzwerk unter einem guten Stern. Da wir allerdings weniger auf die Astrologie als auf unsere eigene Handlungsfähigkeit vertrauen, wissen wir, dass die für das Netzwerk Frauenforschung NRW sehr positive Stellungnahme des Expertenrates (siehe S. 6) vor allem das Ergebnis unserer Kompetenz und unseres Engagements und des Engagements der UnterstützerInnen des Netzwerks aus Politik und Wissenschaft ist. Auch hierfür möchten wir uns herzlich bedanken!

Durch persönliche Schreiben an Ministerin Behler, durch Stellungnahme des Netzwerks (Professorinnen und Mittelbauerinnen) zu den Entwicklungen unter den Bedingungen des „Qualitätspakts“, durch die engagierte Beteiligung von Netzwerkprofessorinnen an „Begehungen“ des Expertenrates vor Ort und durch den Austausch mit Mitgliedern aus Politik und Wissenschaft sind wir jetzt in der Lage, neue Perspektiven aus dem Bericht des Expertenrates zu entwickeln.

Dessen ungeachtet gibt es noch eine Reihe ungelöster Probleme: Weiterhin ist es für das Netzwerk zentral, die im Rahmen des Qualitätspaktes gestrichenen oder zur Streichung vorgeschlagenen Professuren zu sichern. Erhalten werden muss die Professur „Frauenforschung mit dem Schwerpunkt Qualifikation und Beruf“ an der Universität Dortmund, die derzeit von PD Dr. An-

gelika Wetterer vertreten wird (siehe: „Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor“, S.11). Die Streichung der Professur „Feministische Philosophie“ an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg ist insbesondere vor dem Hintergrund des im Expertenbericht angegebenen Zahlenverhältnisses an Professorinnen – 220 männliche zu 7 weibliche Professoren – doppelt zu kritisieren. Deutlich wird, dass die Umsetzung der Forderung, Frauen als Subjekt *und* Objekt von Wissenschaft zu verankern, weitere Aktivitäten des Netzwerks an den Hochschulen des Landes NRW erfordert.

Eine gute Grundlage für unsere Weiterarbeit bietet die Empfehlung des Expertenrates an die Hochschulleitungen „Genderforschung in die Entwicklungsplanungen aufzunehmen“ sowie die Umsetzung des neuen HW-Programmes mit den Grundsätzen zum „Fachprogramm Chancengleichheit“ (siehe S. 9). Projekte in unterschiedlichsten Fachdisziplinen konnten in den letzten Wochen ihre Arbeit starten oder auch begonnene Studien fortführen. Aus einigen Projekten wird in diesem JOURNAL berichtet: So über die Kooperationsprojekte „Diversity“ und „VINGS“ (Entwicklung eines virtuellen Studienangebotes im Bereich der Geschlechterforschung) sowie über „Gender Studies“ an der Ruhr-Universität Bochum. Die Berichte über neue Forschungsprojekte aus dem Bereich der Frauen- und Genderforschung sollen in der nächsten Ausgabe des JOURNALS fortgesetzt werden.

Sichtbar wird in diesem JOURNAL aber auch, dass das Netzwerk weit über NRW hinaus agiert bzw. eingebunden

ist. Dies wird speziell am Projekt „Women in European Universities“ (S. 18) und an der „Internationalen Gastprofessur für Frauenforschung“ (Marie-Jahoda-Professur) (S. 15) deutlich, die im Sommersemester mit der australischen Wissenschaftlerin Prof. Zöe Sofoulis besetzt ist. Aus Anlass des Todes der Sozialwissenschaftlerin Marie Jahoda (sie starb mit 94 Jahren) drucken wir eine biografische Skizze von PD Dr. Steffanie Engler und Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen ab, die nach persönlichen Begegnungen mit Maria Jahoda verfasst wurde.

Neben vielen kürzeren Beiträgen, Informationen und Rezensionen in diesem JOURNAL, sind wir besonders glücklich, auch einen ausführlichen Aufsatz aus dem Gebiet der feministischen Theologie von der Münsteraner Netzwerkprofessorin Dr. Marie-Theres Wacker veröffentlichen zu können. In diesem Beitrag wird zum einen deutlich, welcher langwieriger Prozess hinter der Einrichtung einer Professur im Be-

reich der Frauen- und Genderforschung stehen kann und zum anderen, wie sich im historischen und wissenschaftstheoretischen Kontext innerhalb der Fachdisziplin Theologie seit ca. 1985 die eigenständige Forschungsrichtung einer feministischen Theologie entwickelt.

Zum Schluss ein erfreuliches Ereignis: Unser Netzwerk wird in diesem Jahr 15 Jahre alt. Die erste Professur wurde 1986 mit Dr. Annette Kuhn – Frauengeschichte – an der Universität Bonn besetzt. Der Geschichte dieser Jahre wollen wir in einer Tagung unter dem Arbeitstitel „30 Jahre Frauenforschung – 15 Jahre Netzwerk“ am 23. November 2001 nachgehen. Außerdem möchten wir das nächste JOURNAL mit diesem Schwerpunkt gestalten. Hierzu brauchen wir Ihre Beiträge: Historisches, Biografisches, Grundsätzliches...

Schon heute neugierig der eigenen und vielleicht auch eigenwilligen Geschichte des Netzwerks auf die Spur zu kommen

verbleiben wir mit freundlichen Grüßen,
guten Wünschen für eine produktive Projekt- und Forschungsarbeit
und für einem erholsamen Sommer

Dortmund, im Juni 2001

(Prof. Dr. Ruth Becker)

(Dr. Beate Kortendiek)

Bericht des Expertenrates: „Frauenforschung und Frauenförderung“ – 20.2.2001 (Auszug)

1. Ausgangslage und Auftrag

Der Landtag des Landes NRW hat am 17.12.1999 einen Erschließungsantrag der Fraktion der SPD und der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen angenommen, in dem gefordert wird

„dass die Landesregierung Frauenforschung und Frauenförderung als wichtige Kriterien für die Hochschulentwicklung anerkennt,

dass die Hochschulen im Rahmen des Qualitätspakts den Umfang des Netzwerks Frauenforschung nicht schmälern,

dass der Rat der Expertinnen und Experten in seinen Empfehlungen für die Neustrukturierung der nordrhein-westfälischen Studienangebote und Forschungseinrichtungen dem Netzwerk Frauenforschung den gebührenden Stellenwert einräumt.“

Der Landtag wollte damit sicherstellen, „dass die positiven Ergebnisse (der Implementation des Netzwerks) nicht dadurch in Frage gestellt (werden), dass Hochschulen in ihren Strukturplänen freie oder freiwerdende Netzwerkprofessuren zur Absetzung anbieten oder Frauenforschung anderweitig in Frage gestellt oder geschwächt wird.“

Diese Absicht wird in einem Brief der Ministerin vom 04. Juni 2000 an den Vorsitzenden des Expertenrates bekräftigt, der Frauenförderung und Frauenforschung als übergreifende Zielsetzungen der Landesregierung in ihrer Wissenschaftspolitik hervorhebt: „Es besteht ein starkes Interesse am Erhalt des Netzwerks Frauenforschung.“

2. Das Netzwerk Frauenforschung

Das „Netzwerk Frauenforschung NRW“ wurde 1986 auf Initiative engagierter Wissenschaftlerinnen von der damaligen Wissenschaftsministerin des Landes, Anke Brunn, eingerichtet. Es hat eine doppelte Funktion: Es ist gleichzeitig ein Projekt zur Frauenförderung und zur Etablierung von Frauen/Genderforschung in verschiedenen Fachrichtungen. Im Jahr 2000 besteht das Netzwerk aus 43 Forschungsprofessuren (an Fachhochschulen, Gesamthochschulen und Universitäten) und 17 Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. In 18 der 27 vom Expertenrat besuchten Hochschulen sind die Stellen in folgenden Disziplinen angesiedelt: Arbeitswissenschaft und Arbeitsorganisation; Architektur und Bauingenieurwesen; Betriebswirtschaftslehre; Design; Ethnologie; Geschichte; Gesundheitswissenschaften; Japanologie; Journalismus; Kunstgeschichte; Literaturwissenschaft; Medienwissenschaft; Medizin; Musikwissenschaft; Pädagogik; Philosophie; Psychologie; Raumplanung; Recht; Soziologie; Sportwissenschaft; Stadtplanung; Tanzwissenschaft; Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften; Theologie.

Die innovativen Elemente sind die interdisziplinären Kooperationen, die Erweiterung des jeweiligen Fachspektrums um Erkenntnisse und Zugänge aus der Geschlechterforschung – bis in die Curricula hinein, sowie die internationale Orientierung – auch durch die Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Frauenforschung an der Ruhr-Universität Bochum.

Das Netzwerk wird von einer Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung (z.Zt. an FB Raumplanung/Frauenforschung der Universität Dortmund angesiedelt) unterstützt. Sie fördert den interdisziplinären Austausch der Frauenforscherinnen und koordiniert Projekte und Initiativen der Netzwerkprofessorinnen.

Das Netzwerk wird geknüpft durch vielfältige Projekte, Veranstaltungen und Publikationsreihen, wie das Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“; der Arbeitskreis Frauen und Schule; die Forschungsgemeinschaft Kulturwissenschaftlerinnen NRW: Geschlechterforschung; das Essener Kolleg für Geschlechterforschung; die Koordinationsstelle japanbezogene Frauen- und Geschlechterforschung.

Das Netzwerk Frauenforschung hat in seiner Stellungnahme 1999 darauf hingewiesen, dass Frauenforschungsprofessuren überproportional häufig von Fachbereichen und Fakultäten zur Streichung vorgesehen werden, indem

- bei derzeit nicht besetzten Professuren auf Wiederbesetzung verzichtet wird,
- besetzte Netzwerkprofessuren einen kw-Vermerk erhalten,
- Frauenforschungsprofessorinnen zusätzliche Fachschwerpunkte ohne eine Verbesserung der Ausstattung zugewiesen werden,
- zugeordnete Mitarbeiterinnenstellen zur Streichung vorgesehen werden.

Der Expertenrat hat die unmittelbaren Auswirkungen des Qualitätspaktes auf das Netzwerk geprüft und bestätigt die Einschätzung im Zwischenbericht, dass eine unmittelbare Gefährdung des Netzwerkes Frauenforschung durch den Qualitätspakt nicht gegeben sei.

Im Etat 2001 wird die Stellenbewirtschaftung der Netzwerkprofessuren in die Zuständigkeit der Hochschulen überstellt. Bezogen auf die Umsetzung der Stellen in die Hochschulkapitel schließt sich der Expertenrat der Befürchtung des Wissenschaftsrats zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung von 1998 an, dass unter den Rahmenbedingungen restriktiver finanzieller Spielräume diese Themen nur noch eine randständige Rolle spielen könnten.

Empfehlungen des Expertenrates: Weiterentwicklung des Netzwerks

Das Netzwerk Frauenforschung trägt erheblich zur Verbreiterung der Akzeptanz der Frauenforschung im Wissenschaftskanon bei. Gerade weil das deutsche Wissenschaftssystem einen erheblichen Nachholbedarf in der Genderforschung hat, muss diese Akzeptanz durch die Netzwerkaktivitäten zur Zeit noch gestärkt werden. Es ist davon auszugehen, dass das Land keine neuen zusätzlichen Netzwerkstellen einrichten wird. Gleichwohl ist eine weitere Ausdehnung des Netzwerks über eine entsprechende (Teil-)Widmung neu zu besetzender Stellen denkbar. Langfristig müssen sich die Netzwerk-Professuren im eigenen Fach, im eigenen Fachbereich und interdisziplinär durch Forschung und Lehre profilieren, um mit ihrem Zugang zu dem jeweiligen Forschungsgegenstand die Disziplinen zu bereichern, einen Beitrag zur Reform der Curricula zu leisten und zu internationalen Standards aufzuschließen. Sie stehen dabei im Wettbewerb mit anderen Forschungszugängen. Die Netzwerkprofessorinnen werden weiterhin Überzeugungsarbeit dahingehend leisten müssen, dass Frauenforschung der Wissenschaft und Forschung einen innovativen Schub gibt und das Profil der jeweiligen Disziplinen entscheidend schärft. Die Hochschulleitungen sind gut beraten, wenn sie diese Chancen der Profilierung erkennen und Genderforschung in ihre Entwicklungsplanungen aufnehmen. Aus dem Netzwerk heraus könnten sich Kompetenzzentren für Geschlechterforschung an denjenigen nordrhein-westfälischen Hochschulen entwickeln, die die Frauenforschung als ein zukunftsweisendes Profil erkennen. Hier zeichnen sich bereits heute entsprechende Strukturen ab.

3. Frauenförderung

Der Expertenrat hat die Maßnahmen und Initiativen zur Frauenförderung in allen Hochschulen erhoben und in den Begehungen der Hochschulen auf die Tagesordnung gesetzt. In den meisten Hochschulen hatten die Gleichstellungsbeauftragten Gelegenheit, Stellung zu nehmen.

Die dem Expertenrat berichteten Maßnahmen und Initiativen zur Frauenförderung

sind in den Berichten der einzelnen Hochschulen erwartungsgemäß sehr unterschiedlich ausgefallen. Die Bandbreite erstreckt sich von der frauengerechten Hochschule als Teil eines mit Leben gefüllten Leitbildes, über Ziel- und Zeitvereinbarungen in den Frauenförderplänen bis hin zur einfachen Erledigung des gesetzlich vorgeschriebenen. Die Befunde decken sich weitgehend mit den Ergebnissen einer Evaluation zu der Wirksamkeit des Frauenförderinstrumentariums, die von Bielefelder Wissenschaftlerinnen 1998 im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung durchgeführt wurde und im Jahr 2000 veröffentlicht wurde.

(Schmalzhaf-Larsen, Christa und Holzbecker, Monika; Frauenförderung per ministeriellem Erlass: Die Grundsätze zur Frauenförderung an Hochschulen in NRW, in Mischau, Anina; Frauen in Hochschule und Wissenschaft, Nomos, Baden-Baden, 2000)

Die zentrale Aussage dieser Untersuchung ist, dass die *formelle* Implementation der Grundsätze in die Hochschulstrukturen weiter fortgeschritten ist als ihre *kulturelle* Implementation.

Die dem Expertenrat vorgestellten Maßnahmen beziehen sich im wesentlichen auf vier Bereiche der Frauenförderung:

- Erhöhung der Studentinnenquote insbesondere in Natur- und Ingenieurwissenschaften. Die daran beteiligten Hochschulen erhoffen sich erhöhte Studienanfängerzahlen;
- Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses;
- Förderung des Anteils von Wissenschaftlerinnen bei Professuren;
- Berücksichtigung der Lebenszusammenhänge, z.B. Bereitstellung von Kinderbetreuungseinrichtungen.

Der Expertenrat ist der Auffassung, dass Hochschulen mittelfristig Konzepte der Personalentwicklung (Human Resource Management) erarbeiten müssen. Er sieht Maßnahmen und Initiativen zur Frauenförderung nicht nur unter dem Aspekt der Chancengleichheit, sondern insbesondere auch unter dem Aspekt der optimalen Erschließung und Förderung hochqualifizierten Personals.

Empfehlungen des Expertenrates zur Frauenförderung

Angesichts der erheblichen Unterrepräsentanz von Frauen insbesondere in den C4/C3/C2 Stellen (und verstärkt in Naturwissenschaft und Technik) hält er Frauenfördermaßnahmen für dringend geboten, nicht zuletzt, weil der Wissenschaftsstandort auf die Potenziale von Frauen zur Innovation nicht verzichten kann. Er macht sich die übergreifende Zielsetzung der Landesregierung zu eigen, die quantitativ und qualitativ gleichberechtigte Teilhabe von Frauen auf allen Stufen der Wissenschaft zu erreichen.

Mit der zunehmenden Autonomie der Hochschule wächst auch die Verantwortung für Frauenförderung als eine originäre Querschnittsaufgabe der Hochschulen.

Im Kontext der neuen Steuerungsverfahren kommt dem Management der Leitungs- und Fakultäts- bzw. Fachbereichsebene eine besondere Verantwortung für die Gewährleistung und Optimierung der Rahmenbedingungen auf dem Gebiet der Frauenförderung sowie für Geschlechtergerechtigkeit in allen Entscheidungsfragen insbesondere bei Reformvorhaben der Hochschulen zu.

Der Expertenrat empfiehlt der Landesregierung und den Hochschulen, Frauenförderung quantitativ und qualitativ in die Zielvereinbarungen aufzunehmen. Die Hochschulen haben über die Zielerreichung Rechenschaft abzulegen.

Der Expertenrat sieht sich nicht in der Lage, die von der Landesregierung ergriffenen Maßnahmen, insbesondere die Regelungen des Gleichstellungsgesetzes und seine Verankerung im Hochschulgesetz zu bewerten oder zu evaluieren. Allerdings empfiehlt er, die Wirkung dieses Instrumentariums nach einer angemessenen Frist extern evaluieren zu lassen.

Den Hochschulen ist vorgegeben, für ein systematisches Berichtswesen entsprechend der Auflagen des Gesetzgebers Sorge zu tragen, denn der Aufbau eines Gleichstellungscontrollings ist unverzichtbar, steckt aber in den meisten Hoch-

schulen noch in den Anfängen. Die Gewinnung und Bereitstellung benötigter Daten durch die Verwaltung ermöglicht die gebotene Dokumentation erbrachter Leistungen sowie eine kontinuierliche Evaluierung.

Ein Wettbewerb unter den Hochschulen in Bezug auf ihr Engagement im Bereich der gezielten Frauenförderung und der Implementierung der Strategie des Gender Mainstreaming wird sich positiv auf die Erfüllung dieser Hochschulaufgabe auswirken. In diesem Zusammenhang wird auf den Total-E-Quality Science Award hingewiesen.

Der Expertenrat empfiehlt den Hochschulleitungen, die Gleichstellungsbeauftragten als Change Agents – als wichtige Akteurinnen im Innovationsprozess – mit ihren fachlichen Qualifikationen stärker einzubeziehen und sie in ihrer Funktion entsprechend auszustatten sowie angemessen zu entlasten. Nur so kann die Asymmetrie der Geschlechterkultur an Hochschulen überwunden werden, die sowohl unter dem Aspekt der Chancengleichheit als auch unter dem Aspekt der Ressourcennutzung für Innovationsprozesse schädlich ist.

Programmgrundsätze zum Fachprogramm Chancengleichheit.

(Runderlass vom 19. März 2001, Auszug)

Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Bund-Länder-Vereinbarung zur Förderung der Weiterentwicklung von Hochschule und Wissenschaft sowie zur Realisierung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre (Hochschul- und Wissenschaftsprogramm, HWP)

Maßnahmen der Frauen-/Genderforschung

„Das Netzwerk Frauenforschung umfasst zwischenzeitlich 43 Frauenforschungsprofessuren in einem breit angelegten fachlichen Spektrum sowie 17 Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Mit dem Auslaufen des HSP III sind die den Hochschulen aus diesem Programm zur Verfügung gestellten Stellen in den einzelnen Hochschulen etatisiert. Die Einrichtung weiterer neuer Netzwerkstellen kommt angesichts des für diesen Programmpunkt zur Verfügung stehenden Mittelvolumens nicht in Betracht. Der erreichte Ist-Bestand des Netzwerks Frauenforschung NRW soll mit den für die Frauen- und Genderforschung zweckbestimmten Mitteln verstetigt und gestützt werden. Eine möglichst breite fachliche Verankerung der Frauenforschung in allen wissenschaftlichen Bereichen soll zudem dadurch unterstützt werden, dass Eigeninitiativen der Hochschulen, insbesondere die (Teil-)Widmung von neu zu besetzenden Professuren mit Frauenforschungsthemen, gefördert werden, beispielsweise durch die Bereitstellung von Ausstattungsmitteln.

In diesem Kontext wurde in den vergangenen Jahren die zurzeit an der Universität Dortmund angesiedelte Koordinierungsstelle des Netzwerks Frauenforschung, die den interdisziplinären Austausch der Frauenforscherinnen unterstützt und Initiativen aus dem Netzwerk koordiniert, gefördert. Diese Förderung soll fortgesetzt werden.

Auch zukünftig sollen Projekte und Initiativen der Netzwerkprofessorinnen sowie Ausstattungsanträge im Rahmen der bereitstehenden Mittel unterstützt werden. In Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Frauenforschung wurden Förderkriterien erar-

beitet, die bei der künftigen Mittelbewilligung berücksichtigt werden. Hiernach fallen insbesondere hochschul- oder hochschulformübergreifende Kooperationen, ein internationaler Bezugsrahmen sowie interdisziplinäre Projekt-konzeptionen und eine finanzielle Eigenbeteiligung der Hochschulen positiv ins Gewicht. Entsprechend der vereinbarten Antragsfrist sollten Projekt- und Förderanträge dem Ministerium bis Ende Februar 2001 vorgelegt werden. Soweit noch nicht geschehen, sind Anträge nunmehr möglichst umgehend auf dem Dienstweg vorzulegen. Für Forschungsanträge ab einer Größenordnung von 20.000,- DM werden zusätzliche qualitätssichernde Maßnahmen, wie die im Bereich der Forschungsförderung übliche Begutachtung oder eine Qualitätssicherung über Forscherzusammenschlüsse das wissenschaftliche Niveau absichern.

Bislang wurde den Netzwerkprofessorinnen aus dem HSP III eine jährliche Sachmittelunterstützung zur Verfügung gestellt. Grundsätzlich wird nunmehr von den Hochschulen erwartet, dass sie den Sachmittelbedarf in eigener Zuständigkeit sicherstellen. Ergänzend und subsidiär zu der primären Verantwortung der Hochschulen ist eine Förderung aus Mitteln des Fachprogramms Chancengleichheit denkbar.

Die Förderung von Projekten und Initiativen im Bereich der Frauen- und Genderforschung ist nicht (personell) auf die Professorinnen des Netzwerks Frauenforschung eingegrenzt. Soweit sich Anträge thematisch im Bereich der Frauen- und Genderforschung bewegen, ist eine Antragstellung daher auch über das Netzwerk Frauenforschung hinaus möglich.

Die im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung eingerichtete internationale Marie-Jahoda-Gastprofessur dient mit den semesterweise wechselnden Gastwissenschaftlerinnen aus aller Welt in besonderem Maße der intensiven internationalen Vernetzung im Bereich der Frauenforschung. Angesichts der uneingeschränkt positiven Resonanz auf diese Professur wird die Förderung in diesem Bereich fortgeführt. Über die institutionalisierte Gastprofessur hinaus können aber auch Einzelmaßnahmen der Hochschulen – wie befristete Aufenthalte von Gastwissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen – zur Intensivierung des internationalen Austauschs im Bereich der Frauenforschung unterstützt werden.

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor: Dr. Angelika Wetter

Angelika Wetterer, Dr. phil., vertritt seit dem WS 2000/01 die Netzwerkprofessur Frauenforschung mit dem Schwerpunkt Qualifikation und Beruf“ (ehem. Ursula Beer) im Fach Soziologie des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Universität Dortmund.

Wissenschaftlicher Werdegang

Nach dem Studium der Fächer Germanistik und Soziologie in Hamburg und Freiburg i. Br. und einer Promotion zur Literaturtheorie der deutschen Frühaufklärung („Publikumsbezug und Wahrheitsanspruch“: 1980) fasste ich den folgenreichen Entschluss, den Schwerpunkt meiner wissenschaftlichen Arbeit von der Germanistik in die Soziologie zu verlagern. Das führte mich zunächst für 5 Jahre (1980–1985) an ein außeruniversitäres medizinsoziologisches Forschungsinstitut (Gesomed Freiburg), bei dem ich mit der Begleitforschung von Modellprojekten der psychosozialen Versorgung befasst war (Pro Familia Bremen, AWO Essen) und – theoretisch wie empirisch – über gesundheitliches Risikoverhalten gearbeitet habe („Smoker Motivation“: 1986).

Parallel dazu war ich seit 1980 kontinuierlich als Lehrbeauftragte und 1985/86 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Freiburg beschäftigt und habe dort begonnen, die ersten Veranstaltungen und empirischen Untersuchungen zur Frauenforschung (Schwerpunkt: Frauenarbeit) durchzuführen. In diesem Kontext entstand – im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts – die „Freiburger Wissenschaftlerinnen-Studie“ und damit ein Forschungsschwerpunkt, für dessen Weiterentwicklung sich in Freiburg damals kaum Möglichkeiten boten. Ich ging deshalb in der 2. Hälfte der 80er Jahre an die Gesamthochschule Kassel. Dort konnte ich 1988–89 am Wissenschaftlichen Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung die

„Soziologinnen-Enquête“ durchführen (gemeinsam mit Aylâ Neusel & Regina Becker-Schmidt). Und dort bot sich 1990–1993/5 die Chance, bei der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauenforschung den Forschungsschwerpunkt „Profession und Geschlecht“ aufzubauen. Die Tagungen und Veröffentlichungen der 1990 in diesem Zusammenhang ins Leben gerufenen überregionalen Arbeitsgruppe „Profession und Geschlecht“, für deren Koordination ich bis 1995 federführend war, mündeten schließlich (1997) in die Einrichtungen des Forschungsschwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation und Geschlecht“ bei der DFG, dessen Programmkommission ich zusammen mit Irene Dölling, Regine Gildemeister, Beate Kraus und Hedwig Rudolph angehöre.

Zum Zeitpunkt der Einrichtung des DFG-Schwerpunkts war ich selbst bereits seit einigen Jahren an der Ruhr-Universität Bochum (und damit erstmals auch Mitglied des Netzwerks Frauenforschung). Neben der Lehre im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung ist 1993–1998 die wissenschaftliche Koordination der eben neu eingerichteten Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Frauenforschung mein Haupttätigkeitsfeld gewesen (am Lehrstuhl von Ilse Lenz). Unterbrochen wurde die Bochumer Zeit durch ein zweijähriges Habilitationssstipendium der DFG. Die Habilitationsschrift zum Thema „Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion“, die die mikrosoziologischen Engfüh-

rungen des Konzepts der sozialen Konstruktion von Geschlecht zu überwinden sucht, indem sie es am Beispiel der Professionalisierung der Medizin und der ihr korrespondierenden Feminisierung der Krankenpflege für die Meso-Ebene der Berufskonstruktion reformuliert und weiterentwickelt, ist im vergangenen Jahr endlich fertig geworden. Das Habilitationsverfahren wird bis Ende des Jahres abgeschlossen sein.

Neben der Forschungsarbeit i.e.S. bin ich schließlich immer wieder als Lehrbeauftragte tätig gewesen: Zwischen 1989 und 1993 an den Universitäten Kassel und Hannover, zwischen 1998 und 2000 an den Universitäten Zürich, Wien und Linz sowie (bereits im Sommer 1999) in Dortmund.

Wissenschaftspolitische Aktivitäten

- 1983–1988: Gründungsmitglied der Arbeitsgruppe „Wissenschaftlerinnen an der Universität Freiburg“
- 1986 – 1988: Gründungsmitglied des „Verbandes baden-württembergischer Wissenschaftlerinnen“
- 1985 – 1991: Mitglied im Sektionsrat der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
- 1987 – 1991: Zweite Sprecherin der Sektion Frauenforschung in der DGS
- 1991 – 1993: Regionalsprecherin für Nordhessen im „Arbeitskreis Hessischer Wissenschaftlerinnen“
- seit 1993: Mitglied der „Ethik-Kommission“ der Sektion Frauenforschung in der DGS
- 1994 – 1998: Mitglied im Beirat der Internationalen Gastprofessur für Frauenforschung an der Ruhr-Universität Bochum
- seit 2001: Mitglied im Beirat der Zeitschrift für Frauenforschung

Forschungsschwerpunkte

Professionssoziologie, Berufs- und Hochschulforschung, Theorie und Geschichte der geschlechtlichen Arbeitsteilung, Soziologie der Geschlechterkonstruktion, feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Gleichstellungs- und Geschlechterpolitik

Schwerpunkte in der Lehre

Geschlechterforschung zu den Bereichen Entwicklungen feministischer Theorie, Arbeitsteilung und Berufskonstruktion, Wissenschaftskritik und Alltagswissen; Sozialisationsforschung, Jugendsoziologie und Soziologie der Zweierbeziehung

Ausgewählte Veröffentlichungen

- Angelika Wetterer (1988): „Das waren wirklich ferne Welten...“ – Über den schwierigen Weg der Frauen in die Wissenschaft. In: Uta Gerhard, Yvonne Schütze (Hg.): Frauensituation. Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren. Frankfurt a.M., 273–291.
- Angelika Wetterer (1990): Frauen und Frauenforschung in der Bundesdeutschen Soziologie. Ergebnisse der Soziologinnen-Enquête. Kassel.
- Angelika Wetterer (Hg.) (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt a.M./New York (2. Auflage 1995).
- Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg (2. Auflage 1995).
- Regine Gildemeister, Angelika Wetterer (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg, 201–254
- Angelika Wetterer (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluß zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel.
- Angelika Wetterer (1994): Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Zur Situation von Wissenschaftlerinnen in Zeiten der Frauenförderung. In: Zeitschrift für Frauenforschung. 1+2/94, 93–110.

- Angelika Wetterer (1995): Muster-schülerinnen der Aufklärung? Feministische Theoretikerinnen auf der Suche nach dem Anfang. In: Soziologische Revue 3/95, 332–342.
- Angelika Wetterer (Hg.) (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York.
- Angelika Wetterer (1995): Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler, 199–223.
- Angelika Wetterer (1996): Die Frauenuniversität als paradoxe Intervention. Theoretische Überlegungen zur Problematik und zu den Chancen der Geschlechter-Separation. In: Sigrid Metz-Göckel/Angelika Wetterer (Hg.): Vorausdenken – Querdenken – Nachdenken. Texte für Aylâ Neusel. Frankfurt a.M./New York, 263–278.
- Ulrike Teubner/Angelika Wetterer (1999): Gender-Paradoxien: Soziale Konstruktion transparent gemacht. In: Judith Lorber: Gender-Paradoxien. Hg. von Ulrike Teubner /Angelika Wetterer. Opladen, 9–29.
- Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (1999) (Hg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Frankfurt a.M./New York.
- Angelika Wetterer (2000): Noch einmal: Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Über die kontrafaktischen Wirkungen von Frauenförderung im Hochschulbereich. In: Beate Kraus (Hg.): Wissenschaftsstruktur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M./New York, 195–221.
- Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.) (2001): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster.
- Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.) (2002): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2. Münster (in Vorbereitung).

Kontakt und Information

PD Dr. Angelika
Wetterer
FB Gesellschaftswissenschaften, Philosophie und Theologie
Universität Dortmund
44221 Dortmund
Tel. 0231-755-6268
E-mail:
WETTERER@fb14.uni-dortmund.de

Netzwerkprofessorinnen stellen sich vor: Dr. Claudia Jeschke

Tanzwissenschaft mit dem Schwerpunkt Frauen

Profil der Position

Bei dieser Stelle handelt es sich um die erste Professur für Tanzwissenschaft überhaupt an einer deutschsprachigen Hochschule/Universität. Durch ihre Positionierung an einer Kunsthochschule steht zunächst die Frage im Mittelpunkt, wie sich Wissen Schaffen in einer berufsorientierten Ausbildung definieren und praktizieren lässt, wie also innerhalb dieses praxisorientierten Rahmens (akademisch verstandene) ‚Lehre‘ informativ, vermittelnd (zwischen Praxis und Theorie bzw. Geschichte) und erkenntniseffektiv gestaltet werden kann.

Weitere Überlegungen richten sich auf die Etablierung einer Art Studien- bzw. Forschungszentrum für Tanz mit thematischen Schwerpunktbildungen (Frauen!), das akademisch geschulten Studierenden ein Studium der Tanzwissenschaft wie einen akademischen Abschluss ermöglicht.

Forschungsgebiete

„Zur Modellierung von Fremdheit im Tanztheater des 19. Jahrhunderts: Bereiche der Subjektivität“ innerhalb einer an der Ludwig-Maximilians-Universität situierten, von der DFG geförderten Forschergruppe zum Thema „Kulturelle Inszenierungen von Fremdheit im 19. Jahrhundert“

Die Tanztheaterforschung hat die choreologische Funktion des Fremden (das außereuropäische Fremde, das Fremde im eigenen Land, das Fremde in geographisch angrenzenden Gebieten) als körperlichmimetische Praktiken und choreographische Strategien in ihren kulturgeschichtlichen Dimensionen bislang nur marginal thematisiert.

Der Beitrag, den sie im Rahmen des oben genannten Projekts zur Erforschung von Darstellungs- und Wahrnehmungsweisen in unterschiedlichsten kulturellen Inszenierungen des 19. Jahrhunderts leisten kann, wird

sich mit Blick auf die Forschungssituation vor allem auf fachspezifisch wichtige und notwendige Einzeluntersuchungen zur körper- und bewegungsorientierten Definition des Fremden und auf ebenso notwendige Vergleiche von Alteritätsmustern im Tanztheater konzentrieren.

Bislang nur unzureichend oder einseitig ausgewertete Materialien wie Libretti, Kritiken, Theorien, ikonographischen Quellen und Partituren werden auf ihren Informationswert hinsichtlich bewegungsorientierter Fragen zur Bestimmung des Fremden erforscht – Fragen, die unter der Perspektive einer offensichtlichen, pragmatischen Spektakularität die Re-Präsentation wie die Re-Konstruktion performativer Praktiken der Zeit betreffen: Wie wird im – offensichtlich ‚femininisierten‘ – Tanztheater des 19. Jahrhunderts die Erscheinung fremder Körper dargestellt, wie wird sie wahrgenommen, wie bewegen sich diese Körper, wie nutzen sie Raum und Zeit; welches performative Wissen also implizieren die verwendeten bewegungstechnischen und choreographischen Strategien, und: wie verhalten sich diese Entwürfe zu Darstellungsweisen des Nicht-Fremden.

Bezüglich der interdisziplinären Verknüpfung des Projekts versteht sich der tanztheaterspezifische, also kinetische Blick als Radikalisierung jeglicher Körperkonzeptualisierung und Bewegungsinszenierung; er thematisiert Annäherungen, Überschneidungen, Überlappungen, aber auch Unterschiede zu Sprech- und Musiktheater der Zeit und ergänzt bzw. erweitert transdisziplinär die korporalen und kinetischen Aspekte kultureller Praktiken aus Kunstgeschichte, Ethnologie und Geschichtsforschung.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin:

Gabi Vettermann, M.A.,

Wissenschaftliche Hilfskraft:

Nicole, Leonhardt, M.A.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Claudia Jeschke
Tanzwissenschaft mit dem Schwerpunkt Frauen
Hochschule für Musik
Turmstr. 3-5
50733 Köln
Fon: 0221-570678-4
Fax: 0221-570678-6
E-Mail: claudia.jeschke@uni-koeln.de

Marie-Jahoda-Professorin an der RUB – Australische Medienwissenschaftlerin

Prof. Zöe Sofoulis

zu Gast



Fürs Sommersemester 2001 hat die Marie-Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauenforschung der Ruhr-Universität Bochum die australische Film- und Medienwissenschaftlerin Zöe Sofoulis gewinnen können. Sofoulis ist Professorin für Cultural Studies mit Schwerpunkt in feministischer Medien- und Technologiekritik und leitet das Institut für „Cultural Histories and Futures“ an der University of Western Sydney. Sie wird von April bis Juli 2001 an der RUB sein.

Prof. Zöe Sofoulis zählt international zu den führenden feministischen Theoretikerinnen der Wissenschaftsphilosophie, Technologie- und Medientheorie. In ihrem interdisziplinären Ansatz beschäftigt sie sich mit den Neuen Technologien ebenso wie mit wissenschaftsphilosophischen und -historischen Fragen, mit der Psychoanalyse ebenso wie mit

Heidegger. Entsprechend interessant sind ihre Analysen des Lady Di-Phänomens, von Star Trek und Künstlerinnen wie VNS Matrix. Dieser interdisziplinäre Ansatz ist es auch, der sich hinter den so genannten „Container Technologies“ verbirgt. So nennt Sofoulis die Neuen Technologien und leitet hieraus ganz ungewöhnliche Konsequenzen für die Betrachtung der neuen technischen Entwicklungen für das Feld der Kunst, der Theorie und der Wissenschaft ab.

Seminar und Workshop

Prof. Sofoulis wird während ihres Aufenthalts an der RUB eine wöchentliche Lehrveranstaltung durchführen, die Studierenden und Interessierten aller Fachrichtungen offen steht. Mittwochs von 10 bis 12 h findet ihr englischsprachiges Seminar zum Thema „Technocultures and Gender“ statt.

**Ein Workshop zum Thema „Future Bodies“
wird vom 28. Juni bis 1. Juli 2001
an der Kunsthochschule für Medien in Köln stattfinden
(s. auch: <http://gender.khm.de/futurebodies>)**

Der Körper, der ich gewesen sein werde ... FUTURE BODIES.



Morphologien; Künstlerische Inszenierungen; Techniken der Bilder in Science und Fiction

Viel ist die Rede von zukünftigen Körpern, austauschbaren Geschlechtern und posthumanen Subjekten. Dies alles, so der unüberhörbare Tenor, weil die neuen Technologien Basales zu verändern drohen / im Begriff sind dies zu tun. Ein rascher Blick in die Welten der neuen Medienpraxen (Netz-Projekte, Websites, Computer-games, CD-Rom-Projekte) scheint jedoch eher Anlass zur Beruhigung zu geben. Da tummeln sich immer noch die Männlein und die Weiblein – die einen mit den Muskelkörpern, die anderen mit den großen Brüsten.

- Was also soll / kann dieses Neue / Andere sein, was sich abzuzeichnen beginnt?
- Ist es möglicherweise etwas, was sich hinter den bekannten Bildern wie hinter Fassaden verbirgt, an Orten, wo noch kein Blick hinfällt?
- Sind die Verschiebungen in der körperlichen Morphologie derart subtil, dass sie noch nicht wahrgenommen werden?
- Oder sind, umgekehrt, die ‚Future Bodies‘ als Maskerade zu verstehen, die etwas zu sehen geben, was sie gar nicht haben?

- Wenn man annimmt, dass der genetische Code heute den hegemonialen Wahrheitsanspruch diktiert und darin nicht nur die physikalischen Gesetze, sondern auch den binären Code der Informatik ablöst, sind die Körper und mit ihnen ihre Subjekte an materielle und epistemologische Grenzen gestoßen.
- Wie generieren sich unter diesen Bedingungen der Bio-Macht Identitäten, die zentral durch Sehen-Wahrnehmen-Wissen koordiniert sind?
- Wie lässt sich das Verhältnis von mentalen und technischen Bildern bestimmen? Wie werden die neuen Körper in Science und Fiction vorgestellt? Wie stellen sie sich uns vor?
- Was zeigen die Bilder von Körpern, die wir noch nie gesehen haben die wir noch nicht sind, aber immer schon gewesen sein werden?

Future Bodies hat Künstlerinnen und Kunst- und Medientheoretiker/innen eingeladen, ihre Vorstellungen, Visualisierungen und ihre Fragen und möglichen Antworten vorzustellen und gemeinsam zu diskutieren.

Konzept und Organisation „Future bodies“

Prof. Dr. Marie-Luise Angerer (Kunsthochschule für Medien) & Prof. Dr. Zoë Sofoulis (z.Z. Marie-Jahoda-Gastprofessorin an der Ruhr-Universität Bochum), Mitarbeit: Kathrin Peters (Kunsthochschule für Medien). Anmeldung und Programm unter: <http://gender.khm.de/futurebodies>

Neue Koordinatorin der Marie-Jahoda- Gastprofessur: Susanne Zwingel



Vorstellung:

Seit Anfang Mai 2001 hat die Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Frauenforschung eine neue Koordinatorin: Susanne Zwingel wird als Nachfolgerin von Dr. Paula-Irene Villa nun das Internationale Aushängeschild des Netzwerkes Frauenforschung NRW betreuen.

Susanne Zwingel hat Politische Wissenschaft und Soziologie in Bamberg, Bilbao und Hamburg studiert. Nach ihrem Studium arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Koordinationsstelle Frauenstudien/ Frauenforschung der Hamburger Hochschulen, wo sie den „Lehrauftrags-Pool für Frauen- und Geschlechterforschung“, ein Projekt zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses in der Lehre organisierte. Sie promoviert an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg zum Thema: „Die UN-Frauenrechtskonvention CEDAW und ihre Auswirkungen auf nationaler Ebene“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind politische Theorie und Internationale Beziehungen aus feministischer Perspektive, darunter besonders völkerrechtliche Fragen, und qualitative Methoden empirischer Sozialforschung.

Susanne Zwingel (Dipl. Pol.)
Koordinatorin der Marie-Jahoda-
Gastprofessur
für Internationale Frauenforschung
Ruhr-Universität-Bochum

Kontakt und Information

Susanne Zwingel
Ruhr-Universität
Bochum
Fakultät für Sozialwis-
senschaft
Marie-Jahoda
Gastprofessur, GC 04/
501,
Tel.: 0234-32 22986,
Fax 0234-32 14502
E-Mail:
Susanne.Zwingel@ruhr-
uni-bochum.de
Internet: [http://
www.ruhr-uni-
bochum.de/femsoz](http://www.ruhr-uni-bochum.de/femsoz)

Annette Zimmer/Anemone Schlich

Research and Training Network – „Women in European Universities”

1. Research topic

The future and the development of the European systems of higher education are both the subject of national debate and high on the European political agenda. While differences between the European systems of higher education must not be passed over, common trends are discernible in the form of the internationalisation of European research structures and an increasing awareness of the need to render European science systems more competitive.

At the same time, a central challenge that European societies are facing is the question of gender equity in society. The realisation of a concept of non-gendered citizenship, the equal participation of women at all societal levels, is a task that must be recognised and tackled as an issue of paramount importance within the European societies. Its normative dimension has been translated by the political organs of the European Union into the concept of equal opportunity policies, and the European Commission's intention to encourage the participation of women in European research is reflected in its 1999 „Women and Science” communication. Thus the progressive integration of the European research labour market can only be effected if women are integrally included in this undertaking. Apart from the political dimension of this demand, women's equal participation is an imperative of socio-economic progress. Both the potential of human resources that women represent and their specific management skills make their equal participation at all levels of the research system necessary.

Against this background, the research will deal with the professional si-

tuated aspects of European universities are rare, and systematic comparative investigations in this field do not exist. The research will thus meet the existing need for further research by providing a European statistical profile of women in positions of authority, by giving examples of „European best practice” through the identification of universities that have realised gender equity to a high extent, and by carrying out an investigation on the organisational level that will systematically analyse the gendered aspects of organisational culture. The research will be carried out using a mixed model of quantitative and qualitative methods.

2. Research Objectives

The research project „Women in European Universities” assesses systematically and comparatively the professional situation of women in European academia in order to promote the competitiveness of European universities, and to advance the concept of a non-gendered citizenship.

More specifically, the project has three major objectives:

- Firstly, to investigate whether career patterns in European academia rooted in the different systems of higher education are constituting administrative and structural opportunities or barriers to the appointment of women in positions of authority in European universities.
- Secondly to analyse whether specific organisational cultures embedded in the history and internal decision-making processes of European universities comprise embodying organisational opportunity structures or obstacles to the professional advancement of women in academia.
- Thirdly, to research whether affirmative action concepts in the participating countries have led to an effective promotion of women in positions of authority at European universities.

The Project's design consists of inter-related components of analysis that are jointly and successively addressed by seven research teams taking a

strictly comparative approach which combines quantitative and qualitative methods of social sciences. With regard to the career advancement of the participating young researchers (doctoral candidates), the project is scheduled for a three-year period.

In the following, the research objectives of the components are characterized in detail:

- The network works out a synopsis of systems of higher education in Europe focusing on two aspects 1) the professional status of women, 2) the effectiveness of concepts of affirmative action in European academia.
- Addressing the scarcity of statistics of women in leading positions at the European level, the network provides detailed information on women professors in the participating countries. More specifically, the network generates two statistical profiles: First a seven-country overview of women professors according to subject areas and universities, based on a secondary statistical analysis; second a professional and personal profile of women professors in Europe based on a representative survey (postal inquiry).
- The research teams identify „best practice examples” of universities which are characterised by an outstanding percentage of women holding tenured positions in their departments.
- Researching the working conditions and daily routine of women professors in their departments, the network provides an in-depth organisational analysis of the „best practice examples” that focuses on the topic of organisational culture as an opportunity structure or significant barrier to women’s career advancement and mobility at European Universities.

In summary, the project’s „milestones” are:

- a synopsis of the university systems of seven European countries,
- a statistical overview of women professors according to subject



area and to university in the participating countries,

- a representative profile of women professors taking professional as well as personal aspects into account,
- an in-depth organisational analysis of European universities meeting the EU policy goals of equal opportunity and women participation in positions of authority.

As major breakthrough, the project identifies:

- the system of professional advancement and career development in European academia which serves the realisation of the concept of a non-gendered citizenship best,
- the specific characteristics of administrative structures and organisational culture promoting equal participation of women in European universities.

3. Scientific originality

Within European comparative research dealing with gender issues, the issue of the under-representation of women in universities is a research field that

is in strong need of further inquiry. Comparative studies regarding the professional situation of women in Europe do exist but do not focus on vertical segregation in universities. The most important field of comparative studies dealing with women's labour-market participation in Europe is the analysis of the gendered aspects of welfare systems. These studies show that countries vary in their social, family and labour market policies and that they therefore differ in the extent to which they promote or restrain women's employment (Schunter-Kleemann 1992, Garcia-Ramon/Monk 1996, Lewis 1993, Sainsbury 1994). Thus, various studies have contributed to an explanation of the differences in women's integration into the job market, but they do not account for the vertical segregation in work-places. Another strand of comparative research is studies dealing with the issue of gender and are focussing on issues of vertical segregation in the European Union. However, they deal with the issue on a general labour market level and give a first general survey of the extent to which women are under-represented in the labour markets and try to determine possible causes of this phenomenon (Plantenga/Tijdens 1995, European Commission 1997). Above all, these investigations testify to a strong demand for in-depth research in this area. Comparative studies on women in higher education are few but provide a basis for further investigation. Thus some studies focus on cultural and societal explanations for the gender gap in higher education (Lie 1994) or approach the problem analysing and comparing different concepts of affirmative action and their impact on academic careers (Färber/Henninger 1995, Grimm 1995). Recently, the problem of the under-representation of women in the European universities has been brought into focus: the need to encourage the participation of women in the European science system is increasingly stressed (Rose 1999). First statistical overviews on the situation of women in the academic world show that the under-representation of women at the highest levels of the academic hierar-

chy is a feature of all the European higher education systems, but point out that differences exist between Northern and Southern European countries regarding the number of women in positions of authority (Osborn 1999). All recent studies highlight the need for a systematic European investigation of gender-specific data and reflect the need for comparative in-depth analysis in order to encourage the equal participation of women.

In order to perform such a comparative in-depth analysis, research in the field of systems of higher education is relevant to the research. The importance of the aspect of the internationalisation of the European systems of higher education is reflected by a growing number of comparative European studies (European Commission 1991, European Commission 1993, Gellert 1993, Higher education in Europe 1991) which deal with the various structural models of higher education (Teichler 1990), but which also thematize aspects such as market orientation and competitiveness as significant subjects within the current reform debates (Neave/Van Vught 1993, Frackmann/Maassen 1992). Also, higher education policy becomes increasingly the object of comparative policy analysis (Goedegebuure 1993). At the same time studies of the administrative structures of the various systems (Klostermann 1997) and the elaboration of statistical indicators for the comparative analysis of systems of higher education (Kazemzadeh *et al*/1994) provide a basis for a close examination of the effect of structural factors on the professional chances of academics in Europe. However they do not address gender-specific aspects (List 1994).

In contrast to this neglect of gender-specific aspects of higher education structures, within organisational theory, there is a growing number of studies that focus on gender and organisations and that may serve as a basis for the analysis of gender-specific structures in the university (Acker 1990, Cockburn 1991, Acker 1994, Martin 1994, Alvesson/Due Billing 1997). The examination of organisational culture (Schein 1985,

Martin/Siehl 1983) as a site of organisational beliefs, values and attitudes is central to the analysis of the extent to which organisational structures of the university encourage or frustrate career prospects of women. Studies that link organisational culture and gender can serve as a starting point for that research (Gherardi 1995) and have to be combined with the gender regime theory approach (Connell 1987, Connell 1990) in order to highlight the gendered aspects of organisational structures.

In short, comparative approaches concerning gender issues in an European context have until now only to a very limited degree been extended to the problem of gender-specific vertical segregation in Europe. Particularly the field of the under-representation of women in universities is in strong need of further research. While existing comparative research on European systems of higher education provides a solid basis for such an investigation, its deficiency regarding gender-related aspects calls for the integration of gender-specific analysis, as will be done within the planned research design. The organisational approach will be a valuable means to deepen this analysis.

4. Research Method

The project consists of a systematic statistical and qualitative comparative investigation of the representation of women in positions of authority in European universities, thus providing:

- a synopsis of the university systems,
- a statistical overview of women professors according to subject area and university,
- a representative profile of European women professors taking professional as well as personal aspects into account, and
- an in-depth organisational analysis of European universities meeting the EU policy goals of equal opportunity and female participation in positions of authority.

The Project is based on an interdisciplinary approach applying quantitative and qualitative research techniques to address the lack of gender-specific

statistics as well as the lack of comparative organisational studies focusing on career advancement of women at the EU level.

The comparability of the statistical overview of women professors is based on common definitions which the research teams work out by developing indicators for „university“ as a specific institution of higher education in Europe, and for „professor“ as a position of authority in European universities.

There are two reasons why the network uses quantitative and qualitative research methods to investigate the gender-specific issue of vertical segregation in European universities: Firstly, the identification of a non-gendered university system as the major objective of the study requires an interdisciplinary research design combining quantitative and qualitative research techniques. Secondly, the network aims at guaranteeing a full-scale training programme the various social science techniques for the young researchers participating in the project.

The quantitative and qualitative methods are complementary in that the results of the quantitative statistical analysis – the statistical overview of women professors in European universities and the representative profile of European women professors – serve as a starting point for the qualitative case studies of European universities. Finally, the case studies are methodologically based on studies that focus on organisation and gender, thus linking the organisational culture with the gender regime theory approach. The research project applies the following methods:

Quantitative Methods

- **Quantitative Data Analysis:** The statistical overview of women professors is based on an analysis of data compiled by the national and regional statistical offices as well as the personnel departments of the universities in the participating countries. Compared with a control group of male professors the analysis will cover the development of female participation in positions of authority in the last quarter of the

20th century, and will investigate career patterns with respect to age, marital and family status in different time periods.

- **Representative Survey:** The representative profile of European women professors is generated by a postal inquiry applying the methodology of survey research (sampling, development of a questionnaire, pre-test, data-gathering and data-processing). The data will be analysed using the standard repertoire of statistical tests.

Qualitative Methods

- **Contextual Analysis:** Based on the specific literature, the university system in each country is analysed with special emphasis paid to its history and development, its embeddedness into the policy field of higher education, its recruitment procedures, and its organizational/administrative structures.
- **Case Study:** The organisational analysis includes an overview of the history, the administrative set-up and the decision-making structures of those universities that meet the EU policy goals of equal opportunity. To investigate the obstacles, barriers and opportunities for women professors, interviews structured by an interview questionnaire are conducted with women professors at university departmental level. Colleagues holding positions at different points in the university hierarchy are also interviewed.

5. Work plan

The research design of the project „Women in European Universities“ consists of four interrelated „Work Phases“ of which each addresses two „Work Topics“ broken down in several „Worksteps“. The „Worksteps“ which are successively worked off by the research teams in each country are laid down in six „Field Guides“.

Each „Field Guide“ is the result of the collaborative effort of at least two young researchers working together for about four weeks in one country. Thus, the „Field Guides“ are securing the project's strictly comparative approach; moreover by promoting rese-

arch visits within the network, they intensify the collaboration between the young researchers.

Besides the „Field Guides“, five „Project Meetings“ and four „Work Phase Meetings“ held in Brussels are serving as tools of collaboration. Project and Work Phase Meetings are distinct with respect to their purpose and outlook:

- At „Project Meetings“, the network discusses and further elaborates the contents of the „Field Guides“, thus preparing and structuring the investigations and analysis of the „Work Phases“. With regard to its contents, „Project Meetings“ are organised by the team of young researchers that is in charge of the specific „Field Guide“. Furthermore, „Project Meetings“ are accompanied by „Young Researchers´ Training Workshops“ that are geared towards the Worksteps of the particular „Work Phase“. In sum, three Training Workshops are planned.
- At „Work Phase Meetings“ which are terminating each Work Phase, the network discusses the results of the particular phase. Organised by the co-ordinating unit of the network, the Work Phase Meetings serve as a starting point for the generation of the „Work Phase Reports“ which are finalized by the co-ordinating unit.

Collaboration and co-operation within the network is intensified further by a „Work Phase“ related publication strategy. In each „Work Phase“, the network produces „Working Papers“ and a „Work Phase Report“. Whereas the „Working Papers“ are „National Reports“ summarising the results of the „Worksteps“ in each country, the „Work Phase Reports“ are designed as a synopsis of the „Working Papers“ summing up their results from a comparative perspective. In sum, the project generates twenty-two Working Papers, three Work Phase Reports and one Final Report. Moreover, the network organises three conferences:

- A mid-term review meeting between the participants of the network and the Commission (18 months): The purpose of this meeting is 1) to disseminate the results of the first two work phases of the network, 2) to evaluate the design,

organisation and management of the project, and 3) to assess its net-working and training aspects.

- A project conference „Storming the Ivory Tower“ (months 18): Connected in parallel with the mid-term meeting, the conference addresses the topic of career planning of young women researchers.
- A final conference „On the Road to Success“ (months 36): At the final conference, the results of the project are disseminated and presented to a broader public.

Tasks and responsibilities are equally distributed among the research teams:

- In Work Phase 1 (months 1–6), each research team addresses the Work Topics of 1. a contextual analysis focusing on the administrative embeddedness of universities in the policy field of higher education, and 2. a systematic analysis of career patterns, nomination and appointment procedures of professors.
- In Work Phase 2 (months 7–18), each research team works together with the national/regional statistical offices, the personnel departments, the statistical officers of the universities and Eurostat in order to generate a country-specific statistical overview of women professors according to subject areas and universities. Work Topic 2 the representative survey (postal inquiry) of women professors is, however, conducted by a three-country team of Sweden, Poland, and Austria, because these countries' statistical overviews of women professors are less comprehensive and time-consuming. The three-country team is responsible for Field Guide IV: Representative Survey; the team develops the questionnaire covering aspects of career development, personal life-style, professional duties, and family obligations which is sent to 1000 female professors in each country. The addresses of the professors are obtained by random sampling using the information of the statistical overview of women professors in the participating countries according to universities.
- In Work Phase 3 (months 19–30), each teams defines the country-

specific „best practice examples“ of universities in which women are holding a significant share of the tenured positions. Thereafter, each team works out case studies of these seven „Superstars“.

- In Work Phase 4 (months 31–35), each team conducts a comparative analysis of the national reports of Phase 1 to 3. At the Project Meeting, the teams discuss the outline of the final report of the project as well as the program of the final conference.

6. Participants of the project

Prof. Dr. Erna Appelt
Universität Innsbruck
Institut für Politikwissenschaft
Universitätsstr. 15
6020 Innsbruck/Austria

Dr. Nicky Le Feuvre
Université de Toulouse–Le mirail
Equipe Simone– SAGESSE
Maison de la recherche
5, allée A Machado
31058 Toulouse/France

Prof. Dr. Annette Zimmer
Westfälische Wilhelms–Universität
Institut für Politikwissenschaft
Scharnhorststr. 100
48151 Münster/Germany

Prof. Dr. Renata Siemienska
Institute of Sociology/Warsaw University
Karowa 18
00–324 Warsaw/Poland
Project is registered at :
Institute for Social Studies
University of Warsaw/Stawki 5/7

Prof. Dr. Antoinette Hetzler
Lunds Universitet/Department of Sociology
Paradisgatan 5 Hus G
22100 Lund/Sweden

Dr. Mary Ann Elston
Royal Holloway, University of London
Department of Social and Political Science
Egham Hill
Egham, Surrey TW20 0EX/UK

Prof. Dr. Paloma de Villota
Facultad Ciencias Politicas y
Sociologia/Universidad Complutense
Campus de Somosaguas
28233 Madrid/Spain

Kontakt und Information

Research and Training
Network
„Women in European
Universities“
Institut für Politikwis-
senschaft

Prof. Dr. Annette
Zimmer
Scharnhorststr. 100
48151 Münster
Tel.: +49 (251) 83
25393
Fax.: + 49 (251) 83
29356

Email:
eu.network@uni-
muenster.de
www.women-eu.de

Marie Jahoda



In diesem Frühjahr starb Marie Jahoda im Alter von 94 Jahren.

Aus diesem Anlass drucken wir im Folgenden eine von Steffanie Engler und Brigitte Hasenjürgen erstellte biographische Skizze ab. Diese Skizze wurde auf dem Festkolloquium zum 90. Geburtstag von Marie Jahoda am 29. Januar 1997 an der Ruhr-Universität Bochum gehalten und ist zugleich Ilse Lenz, der Initiatorin der „Marie Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauenforschung“ zum 50. Geburtstag gewidmet worden.

(siehe auch: 'Ich habe die Welt nicht verändert': Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung. Hrsg. v. S. Engler und B. Hasenjürgen (Campus Verlag, Frankfurt a. M. 1997). Foto Marie Jahoda: © Babette Sponheuer, Pressestelle RUB

Steffanie Engler/Brigitte Hasenjürgen

Marie Jahoda – eine biographische Skizze

Im November 1994 wurde die Marie Jahoda–Professur in Bochum eingerichtet. Aus diesem Anlass war Marie Jahoda – damals 87-jährig – aus England gekommen, und sie saß bei der feierlichen Einweihung in der ersten Reihe. Nachdem ihr und der Internationalen Gastprofessur für Frauenforschung einige Worte gewidmet waren, stand sie auf, ging zum Pult, legte ein Blatt mit Stichworten ab, blickte zum Publikum und sprach mit klarer Stimme. Sie bezeichnete das, was sie ausführte, als ihr Testament für die nächste Generation in den Sozialwissenschaften und erklärte, was sie unter „lebensnaher“ Forschung versteht:

„Im Unterschied zu der zumindest in den Vereinigten Staaten dominierenden Richtung stammt die Themwahl einer lebensnahen Sozialpsychologie nicht von abstrakten Theorien sondern aus der Problematik der sozialen Gegenwart. Sie sucht nicht nach zeitunabhängigen Antworten, sondern erkennt die Zeitgebundenheit sozialen Geschehens und menschlichen Verhaltens. Sie will nicht beweisen, sondern entdecken; sie will das Unsichtbare sichtbar machen. Weil im sozialen Geschehen Dinge zählen, die nicht gezählt werden können, sind hier qualitative Methoden ebenso am Platz wie quantitative“.

Nicht nur wir waren beeindruckt von dieser Frau, die viele im Studium als Mitautorin der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ kennen gelernt haben. Dieses „lebensnah“ forschen kennzeichnet nicht nur jene Sozialpsychologie, wie sie von Marie Jahoda vertreten wird, sie kennzeichnet ebenso die Arbeiten von ihr. Es ist wie ein Motto, das die vielfältigen Forschungsarbeiten von Marie Jahoda begleitet und durchzieht. Wir wollten mehr über Marie Jahoda wissen und bei unserer Suche haben wir festge-

stellt: Es gibt viele spannende Interviews mit Marie Jahoda zu Themen wie Arbeit und Arbeitslosigkeit, ihrem Leben im Exil etc. Aber zum biographischen Lebensweg, wie sie ihn sieht? Fehlanzeige. Also haben wir einen Brief an Marie Jahoda geschrieben, ihr unser Projekt mitgeteilt, mit ihr ein ausführliches biographisches Interview zu führen. Und sie hat prompt geantwortet. Wir brauchen nicht zu sagen, wie freudig aufgeregt wir waren.

So lernten wir Marie Jahoda kennen. Doch unser Vorhaben war zunächst unsicher, denn Marie Jahoda hatte im Dezember 1995 einen Schlaganfall. Außerdem ist sie voller Überraschungen. Als wir zum zweiten Mal in Brighton waren, hat Marie Jahoda unsere Planung etwas durchkreuzt. Sie überraschte uns mit ihrer Autobiographie, die sie uns nicht nur zum Lesen gab, sondern auch zur Veröffentlichung. Viele Fragen, die wir vorbereitet hatten, waren in der Autobiographie beantwortet – und dann mussten wir unser Konzept ziemlich schnell ändern. Auch in ihre Autobiographie geht das Motto „lebensnah“ forschen ein. So ist gleich auf der zweiten Seite zu lesen:

„Vor vielen Jahren, als ich noch Studentin in Wien war, hatte ich eine schlaflose Nacht. Die Geschichte von der kleinen Meerjungfrau kam mir in den Sinn, die ich als kleines Kind vorgelesen oder erzählt bekommen hatte. In jener Nacht ließ ich sie in der totalen Tragödie enden: Alle Fischer, die die kleine Meerjungfrau ansahen, starben, weil ihnen der Anblick ihres von Verzweiflung entstellten Gesichts unerträglich war. Am nächsten Tag holte ich mir Andersens Märchen und entdeckte, dass es zwar traurig ausgeht, aber doch nicht ganz so hoff-

nungslos für die kleine Meerfrau. Ich verstand sogleich den Grund für meine falsche Rekonstruktion: Ich war damals unglücklich, fühlte mich verlassen und sah keinen Ausweg – zumindest nicht bei Nacht. Bei Tage merkte ich, dass ich auf eine Art und Weise gestoßen war, wie man das Langzeitgedächtnis untersuchen konnte. Ich bat ein Dutzend junger Erwachsener, mir ihre Erinnerung an die kleine Meerjungfrau zu erzählen. Alles, was ich von dieser nie zu Papier gebrachten Studie noch weiß, ist, dass die redselige Lisl Zerner meinte: Ich kann mich nicht an viel erinnern, nur dass das Schlimmste war, dass man ihr die Zunge abgeschnitten hatte und sie nicht mehr reden konnte“.

Das Problem, das Marie Jahoda hier anspricht, beschäftigt die Biographieforschung. Es ist nicht nur die Problematik der Erinnerung, sondern auch, wie autobiographische Erzählungen rekonstruiert werden und wie das, was da getan wird, zu begreifen und zu verstehen ist.

Im Folgenden konzentrieren wir uns auf jene Ausschnitte des von ihr im biographischen Interview und der Autobiographie rekonstruierten Lebens, die um den Schwerpunkt „lebensnah“ forschen kreisen. Die Wurzeln des Mottos „lebensnah“ forschen sieht Marie Jahoda in Gegebenheiten und Verhältnissen jenes Ortes, an dem sie aufgewachsen ist und auch studiert hat – in Wien.

Dissertation am Bühler-Institut

Marie Jahoda beginnt ihre wissenschaftliche Laufbahn als Sozialpsychologin mit einer Doktorarbeit an der Wiener Universität bei ihrer damaligen Professorin Charlotte Bühler.

Wir schreiben das Jahr 1933. Das „Rote Wien“, dessen geistiges Klima vom Austromarxismus geprägt ist und in dem Marie Jahoda sich politisiert hat, dieses Wien beginnt zu zerfallen. Die österreichischen Nationalsozialisten erstarken, es kommt zu antisemitischen Ausschreitungen an der Wiener Universität. Einklemmt zwischen dem deutschen nationalsozialistischen und dem italienisch-faschistischen Regime, ging auch Österreich

1933/34 unter den christlich-sozialen Kanzlern Dollfuß und dann Schuschnigg den Weg in eine konservativ-autoritäre Diktatur. 1934, ein Jahr nach ihrer Dissertation wird die sozialdemokratische Partei verboten. In dieser Partei war Marie Jahoda von Jugend an tätig und hier fand sie ihre politische Heimat (der nun illegalen Arbeiterbewegung stellt sie weiterhin ihre Möglichkeiten als Intellektuelle und Leiterin einer Forschungsstelle zur Verfügung).

Vor diesem Kontext entsteht eine Dissertation, in der schon viel von dem aufgegriffen wird, was bis heute charakteristisch für die Arbeiten von Marie Jahoda ist: Sie ist in ein Wiener Versorgungshaus für alte und verarmte Menschen gegangen und hat biographische Interviews gemacht. Diese interpretiert sie vor dem Hintergrund der psychischen Entwicklung und des sozialen Werdegangs der Befragten. Für sie gibt es keine allgemein gültige Selektivität der Erinnerung schlechthin, sondern die Erinnerung ist nur ein Teil der Lebenshaltung überhaupt, die ihre spezielle Qualität bestimmt. Als Schülerin des damals berühmten Forschungsinstituts von Charlotte und Karl Bühler, dem „Bühler-Institut“, lag der Ansatz von Marie Jahoda nahe. Dieses Institut war stark empirisch ausgerichtet, was damals in Psychologie oder allgemein in Sozialwissenschaften nicht üblich war. Doch während sich ihre Lehrerin Charlotte Bühler mit den Biographien von berühmten Männern beschäftigt und sich deren Briefe und Tagebücher ansieht, sucht Marie Jahoda die Menschen selbst auf, und sie interessiert sich für Menschen, von denen noch nichts geschrieben steht:

„Meine ganze politische Vergangenheit hat mir gezeigt, dass man Verallgemeinerungen, die man aus einzelnen Fällen und aus Biographien einer besonderen Schicht gewonnen hat, nicht automatisch auf alle übertragen kann. Ich glaube, mir war damals sehr wohl bewusst, dass meine Arbeit eine notwendige Ergänzung des einseitigen Bühlerschen Modells war“.

Marienthal

Weltweit bekannt geworden ist Marie Jahoda durch Ihre Mitarbeit an einer

empirischen Studie über Arbeitslosigkeit in einem österreichischen Industriedorf in der Nähe von Wien. Im Rahmen der Wiener Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle ist die Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal“ entstanden. Sie erscheint 1933, aber nur wenige Exemplare verlassen den Leipziger Verlag, der Verkauf wurde eingestellt. Erst 1960 wurde die Studie wieder neu aufgelegt.

Die Idee für diese Studie entstand nicht am Schreibtisch. Initiator war vielmehr der damalige Vorsitzende der sozialdemokratischen Partei Otto Bauer. Damals fragten sich die Genossen und Genossinnen, ob wachsendes Elend eine Voraussetzung für die Revolution bildet oder die ArbeiterInnen eher demotiviert. Die Studie hat gezeigt, dass Arbeitslosigkeit nicht zur Radikalisierung der Menschen führt, sondern bei vielen zum Gegenteil, zu Resignation und Apathie.

Was für die sozialdemokratischen LeserInnen, für die die Studie maßgeblich geschrieben worden ist, eine Lehre war, arbeitet Marie Jahoda im Laufe der Jahre zur wissenschaftlichen These aus. In Anlehnung an Freud schreibt sie wiederholt, dass die Arbeit die wichtigste Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit ist. Die Arbeit habe soziale und menschliche Funktionen, die vorläufig durch keine existierende Institution in der Gesellschaft ersetzt werden kann. Dieses Thema zieht sich wie ein roter Faden durch Ihre Schriften und ist wegen der wachsenden Arbeitslosigkeit in Deutschland und Europa sehr aktuell.

An der Marienthalstudie besticht bis heute jedoch besonders, wie das Thema Arbeitslosigkeit methodisch erforscht worden ist. Die Studie ist qualitativ wie quantitativ angelegt. Vielleicht ist einigen von Ihnen der Film „Einstweilen wird es Mittag“ (ORF und ZDF Produktion 1987) bekannt. Darin werden die Erhebungs- und Auswertungsschritte der ForscherInnen nachgestellt, um zu zeigen, wie komplex das Forschungsdesign war und wie kreativ mit Erhebungsmethoden umgegangen wurde. Es ist zu sehen, wie alles Quantifizierbare quantifiziert wird, die ForscherInnen zählen die Wäschestücke in den Arbeiterhaushalten, und die Stoppuhr kommt

zum Einsatz, um zu messen, wie lange die Frauen und Männer zum Überqueren der Straße brauchen (die Frauen liefen schneller, weil sie auch in Zeiten der Arbeitslosigkeit für die reproduktiven Aufgaben zuständig waren). Und es werden die Dinge erhoben, die nicht gezählt werden können: die Lebensgeschichten der Marienthaler.

Alle Mitarbeiter der Forschungsstelle sind wöchentlich für zwei bis drei Stunden zusammengekommen und haben über alles berichtet, was sie beobachtet und gearbeitet haben. Paul Lazarsfeld hat diese Versammlungen geleitet und Diskussionen angeregt, darin war er laut Jahoda außerordentlich gut. Gemeinsam wurde die Kapittelfolge des Buches bestimmt, und im Sommer 1932 nahm Marie Jahoda das ganze Material mit aufs Land, um ungestört den Text allein zu schreiben. Sie erinnert sich noch, wie schwer der Koffer war, den sie zum Wiener West Bahnhof getragen hat.

Weder an die Dissertation, noch an die Marienthalstudie konnte Marie Jahoda vorerst wissenschaftlich – im Sinne ihrer wissenschaftlichen Laufbahn – anknüpfen. Die Leitung der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle und politische Aktivitäten bestimmen die Zeit bis zu ihrer Verhaftung 1936. Erst Jahre später, in der Emigration in Wales hatte Marie Jahoda Gelegenheit, die Marienthaler Erfahrungen in einer Studie über die arbeitslosen Bergarbeiter anzuwenden.

Die Arbeitslosenstudie in Wales

Marie Jahoda kam im Sommer 1937 in London an, im Glauben, dass jene Stelle, die ihr in England angeboten wurde und die ihr zur Einreise verhalf, auch existiert. Doch diese Stelle existierte nur auf dem Papier und wurde ihr offeriert, um ihr die Einreise nach England zu ermöglichen.

Der Generalsekretär des Londoner Instituts für Soziologie, wie auch viele andere, waren bemüht, Marie Jahoda Arbeit zu verschaffen. Arbeitslosigkeit war auch in England ein großes Problem und ist es wieder. In besonders betroffenen Gebieten wurden Versuche unternommen, auf der Basis von Subsistenzwirtschaft den Ar-

beitslosen Arbeit zu verschaffen, um ein Zusatzeinkommen in Form von Naturalien zu erwirtschaften. In Südwales gab es ein solches Selbsthilfeprojekt, das von Jim Forrester organisiert und geleitet wurde. Marie Jahoda, erfahren in Arbeitslosenforschung und in Feldforschung, lebte von November 1937 bis April 1938 in Wales. Sie untersuchte im Auftrag der Quäker dieses Beschäftigungsprojekt für arbeitslose Bergarbeiter. Dazu lebte und arbeitete sie bei den Walisern:

„Als ich in Wales war, habe ich jede Woche in der Familie eines anderen Arbeitslosen gewohnt und im Rahmen des Projekts in den verschiedenen Abteilungen mitgearbeitet. Das Ziegellegen (Mauern) habe ich am befriedigendsten gefunden. Wir haben ein Schlachthaus gebaut, um die Fleischversorgung billiger zu machen. Was am Ziegellegen so außerordentlich befriedigend ist, ist, dass man den dauernden Fortschritt sieht. Es hat mir solchen Spaß gemacht. Auch das Schuhreparieren ist sehr befriedigend, aber da ist viel mehr zu lernen. Ziegellegen kann man schnell lernen, aber die Schuhreparaturen sind komplizierter. Das ist nicht so wie mit geistiger Arbeit, bei der man sich immer fragt, ob's auch wirklich der Mühe wert war, was dabei herausgekommen ist und wem sie zugute kommen wird. Beim Ziegellegen stellen sich solche Fragen nicht“.

Marie Jahoda hat auch bei diesen Familien, die sie untersucht hat, gelebt. Es kam vor, dass sie mit den Kindern einer Familie ein Bett teilte, weil für sie kein eigenes Bett vorhanden war. Und bei noch etwas war sie dabei. Sie wurde zu Chorproben mitgenommen und merkt an: *„Die Waliser Bergarbeiter singen alle, die haben gute Stimmen und viele schöne Chöre. Ob das mit der Kohle zusammenhängt oder nicht, weiß ich nicht“.*

Neben diesem Esprit und Witz wird hier ein Problem „lebensnaher“ Forschung angesprochen, das uns bei Theoriearbeit nicht begegnet. Die Notwendigkeit der Akzeptanz derer, die untersucht werden. Über „Fettöpfchen“ hat Marie Jahoda nicht berichtet, vielleicht ist sie in keine ge-

treten, vielleicht hat sie sie auch vergessen.

Forrester hatte mit diesem Projekt die Idee, eine neue Form der industriellen Arbeit zu demonstrieren und bestimmte Einstellungen, die das Verhältnis Arbeiter – Unternehmer kennzeichnen, zu verändern und auf diesem Wege auch die Gesellschaft zu bewegen. Die Studie Marie Jahodas zeigt jedoch, dass die traditionellen Bergarbeiter auf diese mit der Subsistenzwirtschaft verbundene Arbeit herabsahen und keine Befriedigung aus dieser Arbeit zogen. Was dieses sehr interessante Experiment in Südwales letztlich zum Scheitern gebracht hat, war seine Ausnahmestellung, das Existieren außerhalb der Gesellschaft und die fehlende Einbindung in das Leben anderer Menschen. Diese Studie wurde lange nicht veröffentlicht, weil Marie Jahoda den Leiter des Projekts, der sein Herzblut dafür vergossen hat, durch ihre Kritik nicht verletzen wollte; sie war ihm zu Dank verpflichtet, weil er geholfen hat, ihre Familie vor den Nazis zu retten.

Papierfabrik in Bristol

Dieser Studie folgte gleich eine weitere, die damals nicht veröffentlicht wurde und bis heute nicht ist. Es handelt sich um eine Studie in einer Papierfabrik in Bristol. Marie Jahoda hat in der Fabrik ebenso mitgearbeitet wie in Wales. Sie versprach sich davon, mehr über die vierzehnjährigen Schulabgänger und ihren Übergang von der Schule in das Arbeitsleben herauszubekommen.

Nachdem Marie Jahoda in Marienthal die psychischen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit untersucht und in Wales im Unterschied dazu, die traditionellen Bergarbeiter und deren Umgang mit Arbeitslosigkeit analysiert hatte, kommt jetzt eine andere Facette zum Thema Arbeit hinzu. Nicht Arbeitslosigkeit, sondern Arbeit steht im Blickpunkt und dabei die Probleme der manuellen Arbeit. Doch auch dies wiederum nicht in abstrakter Weise. Heute würde man sagen, Marie Jahoda hat untersucht, wie Mädchen die Statuspassage Schule – Fabrik bewältigen. Schwerpunkt der Untersuchung war der Eintritt in die

„neue Welt“ (van Gennep) und wie sich dabei die Werte und Einstellungen der Mädchen verändert haben. Sie hat dazu sieben Monate in der Fabrik gearbeitet.

„Ja, das war sehr interessant, und es war harte Arbeit. Man hat dort von acht in der Früh bis um vier oder fünf nachmittags gearbeitet, und in den Monaten vor Weihnachten war es ein zehnstündiger Arbeitstag. Und ich habe mitgearbeitet. Meine Stellung war genau dieselbe wie die der Mädels, aber am Abend habe ich natürlich schreiben müssen, um das Material zusammenzubekommen“.

Was war das Ergebnis dieser bis heute unveröffentlichten Studie und weshalb wurde sie nicht veröffentlicht? Marie Jahoda hatte mit dem Unternehmen die mündliche Vereinbarung getroffen, dass die Unternehmensleitung einer Veröffentlichung zustimmen müsse, was sie nicht tat. Denn die Ergebnisse der Studie haben gezeigt, wie sich die Mädchen verändert haben.

„Einige der Mädels hatten gute Schulleistungen, doch in der Fabrik wurden Bücher verachtet. Ich erinnere mich an ein Mädchen, das in der Mittagspause ein Buch gelesen hat und von den anderen deshalb verspottet worden ist. In der Schule haben sie gelernt, alte Leute mit Respekt zu behandeln, und in der Fabrik waren die älteren Frauen die am wenigsten geachteten Menschen. Die Mädels haben angefangen, sich zu schminken, Parfum zu verwenden und sich die Fingernägel rot anzumalen, und sie wollten Karriere machen, indem sie mit dem Vorarbeiter flirteten. Die Werte, die in der Schule vermittelt worden sind, hatten keinen Bestand mehr. Ihre Moral und ihre Einstellung zum Leben waren anders geworden“.

Studies in Prejudice

Ihre erste Arbeitsstelle in den USA fand Marie Jahoda als Assistentin bei Max Horkheimer in New York. Horkheimer war auch Emigrant. Im letzten Kriegsjahr in England hatte sie unter dem Eindruck der Berichte über die Konzentrationslager begonnen, eine Sammlung über die Einstellung zu Juden unter ihren englischen Bekannten zu machen, die sie damals sehr er-

schreckt hatte. Horkheimer arbeitete gerade an einem ähnlichen, empirisch angelegten Projekt über Vorurteile, den Studies in Prejudice. Beide konnten sich aus der Wiener Zeit, Marie Jahoda hatte auch einen Beitrag für sein Buch „Autorität und Familie“ geleistet. Sie erinnert sich:

„Und der Horkheimer hat sich vor den amerikanischen Sozialwissenschaftlern gefürchtet, er hat immer angenommen, die werden draufkommen, dass er nicht bis zwei zählen kann; denn er hat in Wirklichkeit von der empirischen Sozialforschung nicht viel verstanden. Da war ihm ein vertrautes österreichisches Gesicht sehr angenehm, um den Kontakt zu all den Leuten zu halten, die über Vorurteile im Rahmen der Studies in Prejudice gearbeitet haben“.

Aus diesem Forschungszusammenhang sind fünf Bände entstanden. Marie Jahoda hat zusammen mit dem Psychoanalytiker Nathan Ackerman auch einen Band beigesteuert. Sie hat Psychoanalytiker zu Fällen von Patienten interviewt, bei denen Antisemitismus eine Rolle spielte und konnte zeigen, wie „die Juden“ von den Patienten als Projektionsfläche für die eigenen Schwierigkeiten benutzt werden. Ihre Interviewpartner machen ihr die Untersuchung nicht leicht, da sie sie mit Standardantworten abzuspitzen suchen. Nachdem sie zu Beginn des Interviews ihr Anliegen vorgebracht hatte, konnte es ihr durchaus passieren, dass sie mit der Einschätzung „Das ist alles ganz einfach, das ist ein Ödipuskomplex“ konfrontiert wurde. Sie hat vierzig Interviews mit Analytikern gesammelt. Nach einer ausführlichen Diskussion mit ihrem Kollegen Ackerman mietete sie sich – ähnlich wie bei dem Marienthaltext – mit dem ganzen Material in einem Zimmer in New England ein, um das Buch zu schreiben (aber nur nachmittags, morgens ist sie Ski gelaufen, und sie war eine begeisterte Läuferin). Von den fünf Bänden der Studies in Prejudice hat der Band *The Authoritarian Personality*, an dem zwei Amerikaner, die Wienerin Else Frenkel-Brunswik und Theodor Adorno mitgearbeitet haben, die meiste Resonanz bekommen. (Die hier in Deutschland mehr als zwanzig Jahre später veröf-

fentlichten „Studien zum autoritären Charakter“, 1973, dokumentieren nur den Beitrag Adornos innerhalb des Forscherteams.)

In dieser Studie werden keine Einzelfälle untersucht. Sie war der Versuch, psychoanalytische und sozialpsychologische Fragen über Vorurteile und autoritäre Dispositionen in einem qualitativen und quantitativen Vorgehen auf breiterer Basis zu behandeln. Von Horkheimer wird Marie Jahoda zu den vier Autoren geschickt, um mitzudiskutieren und *alles ein bisschen zu beschleunigen*. Wenn sie von der Entstehung dieses Buches erzählt, kommt ihre freundliche Distanz zu Adorno zum Ausdruck. Sie schildert die Zusammenarbeit der vier Autoren als sehr kompliziert, *denn das ganze empirische Material lag nicht auf Adornos Linie*. Sie schätzt den schöpferischen Adorno, skizziert ihn aber als etwas *weltfremd, für das Alltagsleben nicht geeignet*.

Es kommt immer wieder zu Irritationen und kleineren Zusammenstößen mit Horkheimer und Adorno, z.B. als Marie Jahoda zusammen mit Richard Christie einen Sammelband herausgibt, in dem „The Authoritarian Personality“ methodisch kritisiert wird. Der wesentliche Dissens lag in der unterschiedlichen Herangehensweise. Alles, was empirische Sozialforschung war, so Jahoda im Interview, kam Adorno und Horkheimer im Prinzip als oberflächlich vor und wurde sehr zurückgewiesen. Ein Konflikt entzündete sich an einem empirischen Projekt – einem Filmprojekt über die Entstehung des Antisemitismus, das Horkheimer durchführen wollte. Für Jahoda schien es jedoch empirisch undurchführbar. Dies schreibt sie auch Horkheimer. Offen bittet sie ihn, seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die wie sie methodische Bedenken haben, nicht zu diesem Vorhaben zu zwingen. Sinngemäß gibt sie ihm zu verstehen: *Blieben Sie bei Ihren Leisten*.

Nach einer bitterbösen Antwort von Horkheimer wird dieser Konflikt bald gütlich beigelegt. Doch leuchtet darin sicher schon ein wenig von dem auf, was später in den 60er und 70er Jahren als Positivismusstreit beschrieben und analysiert wird. Heute weiß man, dass erst die nachfolgen-

den Generationen diesen Gegensatz so stark konturiert haben. Marie Jahoda meint, dass die damaligen Kontrahenten – Lazarsfeld und seine empirische Soziologie repräsentierten die eine Seite, die eher sozialphilosophische Orientierung der Frankfurter die andere – nie selbst darauf gekommen wären, ihren Konflikt als Positivismusstreit zu bezeichnen. Dass Paul Lazarsfeld, Marie Jahoda und weitere ein anderes sozialwissenschaftliches Programm vertreten als Max Horkheimer und Theodor Adorno und ihr Umfeld ist deutlich, diese unterschiedlichen Ansätze verunmöglichten jedoch nicht ihre Kommunikation und auch berufliche Zusammenarbeit.

Wir haben Marie Jahoda gefragt, wie sie ihre wissenschaftliche Arbeit im Vergleich zu dem Ansatz von Adorno und Horkheimer sehen würde.

„Schauen Sie, für mich sind die Theorien in den Sozialwissenschaften unterentwickelt, und die Versuche, Theorien ohne empirische Grundlage zu etablieren, kommt mir wie der falsche Weg vor. Und was Adorno und Horkheimer lebenslang gemacht haben, ist, Theorien zu entwickeln und die Empirie zu verachten. Theoretisches Denken und empirische Forschung sind für mich unzertrennlich. Aber dann wird die Sache noch viel schwieriger, denn ich glaube, dass die Sozialwissenschaften kein klares Bild von dem besitzen, was sie unter einer Theorie verstehen...“

Die Theorien der großen Theoretiker des 19. Jahrhunderts, Durkheim, Max Weber und Marx, sind empirisch unzulänglich. Was geblieben ist, sind unendlich wichtige Konzepte, wie die Arbeitsethik, die Arbeitsteilung und der Anomiebegriff von Durkheim, der Mehrwert von Marx und andere Konzepte. Marx' Theorie, dass der Kapitalismus die Lebensbedingungen der Klassen auseinander treibt, ist einfach nicht wahr, sie haben sich aneinander angepasst und genähert. Und ich weiß nicht, ob die Selbstmordtheorie von Durkheim wirklichen Bestand hat. Der Durkheim war so psychologiefeindlich, und ich kann mir nicht vorstellen, dass man Selbstmordtheorien ohne psychologische Begriffe wirklich aufstellen kann. So, früher oder später müssen sich Sozialwissenschaftler

mit dem Begriff Theorie auseinanderzusetzen. Im Augenblick weiß ich nicht mehr, wie ich ihn fassen soll, obwohl Konzepte ungeheuer wichtig sind.

Wissen Sie, mir kommt es so vor, dass sich die Sozialwissenschaften und die einzelnen Wissenschaftler nicht voneinander durch ihre Theorien, sondern am besten durch die fundamentale Grundfrage, die sie interessiert, unterscheiden lassen. Was wollen sie wirklich wissen? Wo liegt der Schwerpunkt ihres Suchens?... Wenn also jemand wie der Skinner wissen will, was die Umwelt aus den Menschen machen kann, dann ist es ganz sinnlos, ihn mit einem Physiologen, den etwas anderes interessiert, zu vergleichen. Oder ihm vorzuwerfen, dass er sich nicht mit der Physiologie oder mit der Psychoanalyse beschäftigt hat. Es hat ihn nicht interessiert. Und diese Grundfragen der verschiedenen Sozialwissenschaftler herauszuarbeiten, ist ein Plan, den ich seit langer Zeit gehabt und vernachlässigt habe. Denn ich glaube, diese Grundfragen zu identifizieren, führt zu einem besseren Verständnis der wichtigen Beiträge in der Sozialwissenschaft, als das miteinander zu vergleichen, was heute als Theorie gilt. Diese sogenannten Theorien sind alle Versuche, die Grundfrage in abstrakter Form darzustellen. Und für meinen Geschmack ist die Grundfrage immer eine empirische Frage“.

Forschungen in der McCarthy-Ära

Nachdem Marie Jahoda Horkheimers Projekt am Institut für Sozialforschung verlassen hatte (1948), arbeitete sie mit Robert Merten zusammen im *Bureau of Applied Social Research* der Columbia Universität in New York.

1949, im Alter von 42 Jahren, wurde Marie Jahoda Professorin in Psychologie an der New York University, es war ihre erste Professur. Es war die Zeit des Kalten Krieges als die Ideen des republikanischen Senators McCarthy das geistige Klima vergifteten. Diese Zeit war durch antikommunistische Maßnahmen der US-Administration gekennzeichnet und durch Kommunistenangst. Das einzig wichtige Problem war, so Marie Jahoda, Kom-

munisten zu identifizieren. Marie Jahoda gehörte und – das wollen wir deutlich sagen – zu den wenigen Ausnahmen, die dieses Problem wissenschaftlich untersuchten. So machte sie mit Stuart Cook eine Untersuchung über die Auswirkungen von Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen in der McCarthy-Zeit. Angehörige verschiedener Universitäten und höhere Beamten wurden interviewt. Ein Befund dieser Studien ist, dass die staatlichen Sicherheitsüberprüfungen, überwiegend auf jene wirkten, für die diese Maßnahmen gar nicht gedacht waren. Eine weitere Untersuchung beschäftigt sich z. B. mit der Auswirkung der McCarthy-Zeit auf Anstellungen im Fernsehen und Radio. So haben Personen, die verdächtigt wurden, Kommunist oder Kommunistin zu sein und vor den Ausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe gekommen sind, keine Chance mehr gehabt, im Bereich der Medien Arbeit zu finden. In der Studie wird versucht herauszufinden, wie dies auch den Inhalt von Sendungen beeinflusst hat.

In einem anderen Zusammenhang erzählt Marie Jahoda, wie das FBI sie bespitzelt und ihren damaligen Hausmeister über sie ausgefragt hat. Die Antwort des Hausmeisters erzählt sie immer wieder gern, weil sie sie so überrascht hat und ihr deutlich machte, wie sehr sich das Leben, die Leitbilder und Werte in den USA von den Erfahrungen unterschieden, die sie im Wien der 30er Jahre gemacht hat. Der Hausmeister: *Sie ist eine komische Frau, habe ich dem FBI gesagt, denn sie hat nur einen Wintermantel. Meine Frau hat zwei. Und sie geht den ganzen Winter nur mit einem Mantel. Und das andere, was komisch ist, so viele Männer kommen sie besuchen.* Diese Einstellung eines Mannes, den sie in Österreich zur Arbeiterklasse zählen würde, ist für Jahoda ein kleines Symbol für die Aussichtslosigkeit, Amerikaner zu sozialen Zielen und Idealen zu bewegen.

Diese Zeit in den USA war für Marie Jahoda eine sehr produktive Zeit. Schade ist nur, dass relativ wenig aus diesen Jahren im deutschsprachigen Raum rezipiert wurde. Beispielsweise liefern bestimmte Studien, die sich mit kulturell oder politisch gefärbten

Vorurteilen beschäftigen, nicht nur Anregungen, was das methodische Vorgehen anbelangt, sondern auch wichtige Ergebnisse bezogen auf die komplexe Wirkung von Vorurteilsstrukturen. Ein Problem, das heute, etwas anders konturiert und akzentuiert unter dem Stichwort „kulturelle Fremdheit“ diskutiert wird.

Sozialpsychologie in Sussex

1958 geht Marie Jahoda zurück nach England, um mit 51 Jahren zum zweiten Mal zu heiraten. Mit dem Labour-Abgeordneten und zeitweisen Minister Austen Albu verband sie ihr politisches Interesse, ihre Sicht auf die soziale Welt und ihr Wunsch, verändernd zu wirken. Bis zu seinem Tod 1994 zog Marie Jahoda viel Kraft aus dieser Ehe und investierte umgekehrt in die Arbeit ihres Mannes.

Marie Jahoda arbeitete zuerst als Professorin am Brunel College for Advanced Technology, später an der damals renommiertesten englischen Universität, der University of Sussex. Sie engagierte sich aber auch in dem Wahlkreis ihres Mannes, einem Londoner Arbeiterbezirk: dort weihte sie z.B. Schwimmbäder und Schulen ein.

Ihre Arbeit als Gründungsprofessorin für Sozialpsychologie an der University of Sussex bildet sicherlich den beruflichen Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Laufbahn – jedenfalls nach den formalen Standards. Sie selbst sieht dies anders. Am befriedigendsten hat sie ihre Arbeit am viel kleineren Brunel College erfahren, auf das im wissenschaftlichen Feld herabgeschaut wurde. Dort wurden im wesentlichen Ingenieure ausgebildet, sie baute dort den Studiengang Psychologie auf. Dabei ließ sie sich von der praxisnahen Ausbildung der Ingenieure inspirieren und nutzte das Fehlen eines vorgegebenen Lehrkanons für Experimente. Worauf sie noch heute stolz ist, ist, dass sie die Psychologieausbildung nach einem Sandwichprinzip aufgebaut hat. Im halbjährlichen Wechsel arbeiten die Studenten und Studentinnen in der Universität und in einem Krankenhaus, einer Schule, einem Gefängnis, einem Forschungsinstitut oder einer Fabrik. Die Aufgabe der Studierenden bestand darin, die Konzepte, Begriffe,

Theorien und was immer sie im College gelernt hatten, mit der Realität des Lebens an ihrem Arbeitsplatz zu konfrontieren und ihre Analysetauglichkeit zu prüfen. Marie Jahoda resümiert selbst: *Brunel war ein sehr gutes Erlebnis, und die Arbeit war sehr befriedigend, denn ich war der Boss.*

An der University of Sussex war der Anpassungsdruck an die gängigen Lehrstandards ungleich höher. Auch hier trägt der Studiengang Sozialpsychologie die Handschrift Marie Jahodas – mit einer starken qualitativen wie quantitativen Empirie und der Verankerung von interdisziplinären Angeboten, doch der Kreativität sind Grenzen gesetzt. Die täglichen Aufgaben des universitären Betriebs lassen ihr auch keine Zeit zum Forschen. Zeitmangel, der vielleicht größte Kontrollfaktor von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen (Bourdieu), bestimmt die Jahre bis zur Emeritierung.

Kaum ist sie emeritiert, schreibt sie ein Buch über Freud und das Dilemma der Psychoanalyse. Es geht um einen ganz alten Streit, der bis heute andauert, nämlich um das Verhältnis von Psychoanalyse und Psychologie. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung an den Universitäten befindet sich die Psychoanalyse gegenüber behavioristischen Ansätzen tendenziell immer in der Defensive. In den Augen der Verhaltenstherapie gilt heute die Psychoanalyse als unwissenschaftlich, wenig effektiv. Wie in ihrem Buch über „Mental Health“, das sie zwanzig Jahre früher geschrieben hat, schaltet sie sich an einem ähnlichen Punkt in den wissenschaftlichen Diskurs ein: In beiden Titeln versucht sie, vorhandene Dualismen aufzuzeigen und zu überwinden, mal zwischen Medizin und Psychologie (wie im Mental Health-Buch), mal zwischen Psychologie und Psychoanalyse (wie im Freudbuch). Der Grundgedanke in beiden Büchern ist, dass die Menschen komplizierter sind, als dies die traditionelle Psychiatrie oder die akademische Psychologie häufig annehmen.

Nach der Emeritierung widmet sich Marie Jahoda wieder stärker dem Schreiben und fühlt sich auch zu jung, um ihren institutionellen Arbeitszusammenhang zu verlassen. In einem Forschungsinstitut der Sussex Uni-

versity, der Science Policy Research Unit (SPRU) beginnt sie eine Forschungs- und Beratungstätigkeit, der sie in den ersten Jahren viermal und bis zu ihrem Schlaganfall vor einem Jahr einmal wöchentlich nachgeht. Noch heute kommen Studierende ratsuchend in ihre Wohnung. Im Moment, so erzählte sie uns im Oktober letzten Jahres, berät sie eine junge Kollegin bei der Anlage ihrer empirischen Studie über obdachlose Frauen in Brighton.

Wissenschaft und Sonette

Es gibt zwar noch viele Dinge, die Marie Jahoda nach wie vor interessieren, doch Probleme, die ihr wirklich unter den Nägeln brennen, nicht. Dazu ist sie, wie sie sagt, viel zu alt. Doch sie nannte uns eine Sache: die Technik der intellektuellen Arbeit. Dabei würde sie beispielsweise interessieren, ob die Qualität der Arbeit von dem Grad des Nachdenkens über die Technik beeinflusst wird, von Investitionen in scheinbar primitive Dinge – ob man sich Notizen macht beim Lesen von Artikeln etc. Fragt sich, wie sie selbst gearbeitet hat:

„Ich glaube, dass die produktiven Sozialwissenschaftler irgendwelche Systeme dazu entwickelt haben müssen, wie man die eigenen Gedanken und das, was man aus der Literatur und dem täglichen Leben entnimmt, festhält und wieder nutzt. Ich habe vielleicht fünfhundert Sonderdrucke gesammelt und in einer Kartothek erfasst. Solche ganz mechanischen Techniken sind hilfreich. Ich habe dreimal in meinem Leben damit von vorne angefangen und dann alles an den verschiedenen Universitäten zurückgelassen, hier habe ich noch ungefähr fünfhundert (Sonderdrucke) oder mehr“.

Ein kleines Beispiel dafür, dass sie an unterschiedlichen Universitäten und in unterschiedlichen Ländern auch ganz „praktische“ Spuren hinterlassen hat.

Unsere biographische Skizze von Marie Jahoda verläuft vorwiegend entlang ihrer Arbeiten als Wissenschaftlerin, weil Marie Jahoda für uns zu einem guten Teil in ihren Arbeiten „lebt“, in diesen wissenschaftlich soliden, anwendungsorientierten, klugen Arbeiten. Ihre Sozialpsychologie bricht mit universellen Ansprüchen der Welterklärung und zeigt die Grenzen reiner Theoriearbeit. Vielleicht ist sie mit dieser Forschungsperspektive in England besonders gut aufgehoben, wo die Empirie zum Zentrum sozialwissenschaftlicher Arbeit gehört, wo Sozialreform eine politische Tradition hat. Für diejenigen, die ausschließlich theoretisch arbeiten, in Schulen verhaftet sind und an gesellschaftlichen Problemen vorbei diskutieren, stellen die Arbeiten von Marie Jahoda eine Provokation dar.

Wir haben Marie Jahoda hier als große Dame der Sozialwissenschaft vorgestellt und gewürdigt – doch sie steht für mehr: sie war immer politisch engagiert (ihr Herz schlägt immer noch für Labour), sie schwärmt von ihren Enkelkindern, debattiert mit Nehru seine Führungsprobleme, besucht eine Akrobatikklasse und macht auf der Feier zu Ehren ihrer Emeritierung einen Kopfstand, sie spielt Cello und übersetzt Gedichte – bald erscheint ihre englische Übersetzung der Sonette der französischen Dichterin Louise Labé.

Wir selbst durften Marie Jahoda nicht nur als „große Dame“ kennenlernen, sondern als einen herrlich unprätentiösen Menschen. Sie hat uns von Beginn an das Gefühl vermittelt, eine Kollegin zu besuchen. Die Gespräche mit Marie Jahoda zu führen zählt sicher zu den angenehmsten Unternehmungen, die wir als Wissenschaftlerinnen erleben dürfen. Vergnügen, Arbeit und auch Stolz sind bei diesen Besuchen zusammengekommen.

Susanne Kröhnert-Othman/Joensa Vieth

VINGS-Projekt geht an den Start

Virtuelles Studienangebot zu Geschlechterforschung erhält Bundesförderung für die kommenden drei Jahre

Die Geschlechterforschung erobert die virtuellen Räume! Viele Jugendliche tummeln sich im Netz, Studierende besuchen die Homepages ihrer Universitäten – nun kommt ihnen die Geschlechterforschung dort entgegen. Während das Projekt VINGS durch seine Inhalte und eine geschlechtersensible Lernumgebung Frauen und Mädchen besonders ansprechen wird, soll es zugleich für alle Studierenden neue Möglichkeiten bieten.

VINGS – Virtual International Gender Studies ist ein Hochschulprojekt der Geschlechterforschung an den Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und der FernUniversität Hagen, das die neuen Medien im Bereich der Gender Studies erproben und einsetzen will. Nach den vorbereitenden Planungen, an denen sich auch das Netzwerk Frauenforschung NRW mit mehreren Workshops aktiv beteiligt hatte, hat VINGS seit dem 1. April 2001 die eigentliche Projektarbeit aufgenommen. Dies ist möglich geworden durch eine erfolgreiche Antragstellung im Rahmen des Bundesprogramms „Neue Medien in der Bildung“ des BMBF, nachdem zunächst die Förderung dank einer Anschubfinanzierung durch das MSWF NRW erfolgt war.

Das ursprüngliche Kooperationsprojekt der Ruhr-Universität Bochum und der FernUniversität Hagen hat sich damit zu einem sowohl hochschul- als auch länderübergreifenden Verbundprojekt unter Konsortialführung der Universität Bielefeld entwickelt.

Ziel des frisch bewilligten Projekts VINGS ist die Einrichtung eines modularisierten virtuellen Studienangebots „International Gender Studies“, dessen Kurse bis zum Wintersemester 2003/04 laufen sollen. Als ein zusätzliches Weiterbildungsangebot ist eine Qualifizierungsmaßnahme für

Frauen- und Gleichstellungsarbeit vorgesehen. Über die technische Plattform der FernUniversität Hagen wird VINGS ein mediengestütztes Studienprogramm anbieten, das bisherige grundständige Lehrangebote im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung nun unter Nutzung v.a. des Internet standortübergreifend zugänglich macht. Ein wichtiger innovativer Aspekt besteht in der Verknüpfung der Nutzung neuer Medien in der Lehre und den Inhalten einer international ausgerichteten Geschlechterforschung. Zugleich leistet VINGS auch einen Beitrag zur Frauenförderung sowie zum Mainstreaming sowohl der Kategorie „Geschlecht“ wie auch der Gender Studies.

VINGS ist ein ausgedehntes Vorhaben, in dem inhaltliche Expertise, technisches und multimediales Know How, internationale Vernetzung sowie (medien-)didaktische Erfahrung und Kompetenz der beteiligten PartnerInnen in synergetischer Weise zusammen kommen. An den vier Projektstandorten arbeiten inzwischen über 20 engagierte Hochschullehrerinnen und ihre MitarbeiterInnen. Dabei ist VINGS immer noch „work in progress“: die konzeptionelle Entwicklungsarbeit wird insbesondere in einzelnen Arbeitsgruppen zur Technik, Mediendidaktik/Mediengestaltung, Evaluation und zum Curriculum geleistet. Das

geplante virtuelle Lehrangebot wird nur zu einem Teil von den beteiligten Projektpartnerinnen selbst erstellt und durchgeführt werden. Der übrige Teil der Kurse soll in Form von Aufträgen an weitere Lehrende der Geschlechterforschung vergeben werden.

Lehre im virtuellen Raum

Zur Durchführung des Studienprogramms entwickelt VINGS eine eigene Lernumgebung, die nach Kriterien einer anwendungsfreundlichen und benutzerorientierten Gestaltung sowie unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsrelevanter Aspekte für die Online-Lehre konzipiert wird. Die Weiterentwicklung mediendidaktischer Ansätze bildet einen weiteren Bestandteil des Projektvorhabens. VINGS möchte neue kooperative Lern- und Lehrformen fördern, bei denen Coaching und Beratung durch ExpertInnen und DozentInnen sowie der Studierenden untereinander im Vordergrund stehen. Denn Betreuungsinstrumente, die online genutzt werden, ergänzen und erweitern die Möglichkeiten der Präsenzbetreuung erheblich. Bei VINGS wird es daher eine intensive tutorielle Betreuung mittels Newsgroups, Treffen einzelner Studiengruppen im virtuellen Raum z.B. via Chat, einen Einsatz von Videos und Filmen in der Online-Lehre genauso geben, wie „klassische“ Formen des persönlichen face-to-face Gesprächs. Mit der Reflexion von Lehr-/Lern-Prozessen wird darüber hinaus die Ausprägung einer Art ‚Tiefenschärfe‘ des Lernens angestrebt, die durch die Verknüpfung von theoretischen Zugängen, neuen medialen Lösungen (z.B. *Concept Maps*) und der Nutzung ausgewählter internationaler virtueller Ressourcen erzielt werden soll.

Lehrende wie Studierende werden im Rahmen des virtuellen Lehr-/Lernangebots von VINGS insgesamt unterstützt, bestimmte Erfahrungen mit einer Vielfalt von Möglichkeiten medialer Gestaltung von Wissensvermittlung und Kommunikation zu machen und diejenigen Formen auszuwählen, die ihren kurz- und langfristigen Lehr- und Lernzielen entgegenkommen. Der Einbahnigkeit des Wissens- und Kommunikationsflusses soll

durch den gezielten Einsatz spezifischer kooperativer Lern- und Lehrformen entgegengewirkt werden. Die Ausbildung von Medienkompetenz steht so nicht allein unter dem Aspekt des praktischen Umgangs mit den neuen Medien, sondern soll vor allem auch der Entwicklung eines kritischen Verständnisses von Möglichkeiten und Grenzen der einzelnen Medien und ihrer besonderen Wirkungen in der Lehre dienen.

Eine Qualitätssicherung soll durch begleitende Schulungen der Lehrenden (Autorinnen) sowie durch eine kontinuierliche Evaluation sowohl auf Seiten der Lehrenden als auch der Studierenden gewährleistet werden. Konkret wird zur Vorbereitung auf das multimediale Lernen und zur Sicherstellung des Erfolgs der initiierten Lernprozesse z.B. ein virtueller Kurs „Einführung in das Lehren und Lernen im virtuellen Raum“ erstellt und angeboten, der das fachwissenschaftliche Propädeutikum ergänzen wird.

Geplanter Studienaufbau „Internationale Gender Studies“

Das VINGS-Lehrangebot wird auf einer Kombination von Präsenz-, Selbst- und Fernstudienanteilen beruhen. Zielgruppe sind Studierende beiderlei Geschlechts in der grundständigen Lehre, der Graduierten-, Aufbaustudiums- und Promotionsphase sowie im Bereich der Weiterbildung z.B. Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte bei Kommunen oder Institutionen.

Der geplante Studienumfang von VINGS liegt bei einer Anzahl von 20 virtuellen Kursen (40 Semesterwochenstunden), die ca. dem Umfang eines Master (M.A.) oder Magisternebenfaches entsprechen. Es wird sechs Lehrveranstaltungen im Grundlagenbereich (Propädeutika) und 14 Kurse im Hauptbereich, verteilt auf verschiedene Schwerpunktmodule, geben. Die Zertifizierung nach dem ECTS-System (European Credit Transfer System) soll für eine unproblematische Anerkennung der Studienleistungen sorgen.

Das Curriculum von VINGS ist problem- bzw. themenorientiert und in-

terdisziplinär unter Beteiligung vor allem von Sozial- und Kulturwissenschaften. Der grundlegende inhaltliche Lernansatz von VINGS zielt auf die Ermöglichung eines multiperspektivischen Zugangs zu den einzelnen Studieninhalten des Programms. Dabei sind die Aspekte Internationalität und Interdisziplinarität von zentraler Bedeutung. Vorteil der modularen Struktur ist, dass die themenbezogenen Studienmodule verschiedene lokale Zugänge zu internationalen Themen gleichzeitig zulassen und damit Differenzen und Ähnlichkeiten von Entwicklungen und Diskursen sichtbar machen. Der Zugang über die Kategorie „Geschlecht“ erhöht die Komplexität dieses Ansatzes.

Veranstaltungsankündigung

Um das Projekt einer größeren Öffentlichkeit vorzustellen sowie interessierte KooperationspartnerInnen zu finden, plant VINGS ab Mai 2001 mehrere Veranstaltungen, darunter eine Präsentation auf dem Workshop „Multimedia – Potenziale und Perspektiven für Frauen!“ des Universitätsverbunds MultiMedia NRW (UVM) am 31. Mai 2001 in Hagen.

Am 4. Oktober 2001 möchte VINGS zu einer Tagung mit dem Netzwerk Frauenforschung NRW und anderen potenziellen AutorInnen einladen.

Projektbeteiligte

Die Projektpartnerinnen an den vier beteiligten Universitäten sind:

Kontakt und Information

Silja Polzin
VINGS-Projektkoordinatorin
IFF der Universität
Bielefeld
E-mail:
Silja.Polzin@uni-
bielefeld.de
Tel: 0521/106-4560.

Universität Bielefeld (Konsortialführung): Prof. Dr. Ursula Müller, Lehrstuhl für sozialwissenschaftliche Frauenforschung, Fakultät für Soziologie und Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum (IFF) (Ursula.Mueller@uni-bielefeld.de); Kontakt: Silja Polzin, E-mail: Silja.Polzin@uni-bielefeld.de, Tel: 0521/106-4560.

Ruhr-Universität-Bochum: Prof. Dr. Ilse Lenz, Lehrstuhl für Frauen- und Sozialstrukturforschung, Fakultät für Sozialwissenschaft (Ilse.Lenz@ruhr-uni-bochum.de), Susanne Zwingel, Koordination der Marie-Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauenforschung (susanne.zwingel@ruhr-uni-bochum.de); Kontakt: Joensa Vieth, E-mail: Joensa.Vieth@ruhr-uni-bochum.de, Tel: 0234/32-23 406.

FernUniversität Hagen: Ulrike Schultz, AOR, Fachbereich Rechtswissenschaft, Zentrum für Fernstudienentwicklung (ZFE) (Ulrike.Schultz@FernUni-Hagen.de), PD Dr. Petra Gehring, Institut für Philosophie (Petra.Gehring@FernUni-Hagen.de); Kontakt: Sandra Hansen, E-mail: Sandra.Hansen@fernuni-hagen.de, Tel: 02331/987-4206.

Universität Hannover: Prof. Dr. Gudrun-Axeli Knapp, Professur für die Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses (axeli.knapp@mbox.pih.uni-hannover.de) und Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt (becker-schmidt@mbox.pih.uni-hannover.de), Psychologisches Institut, Dr. Sybille Kuester, Koordination des Studien- und Forschungsschwerpunktes Gender Studies am FB Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften (sybille.kuester@mbox.hist-sem.uni-hannover.de); Kontakt: Dr. Sybille Küster, E-mail: sybille.kuester@hist-sem.uni-hannover.de, Tel: 0511/762-5733.

Masha Gerding

“Kultur, Kommunikation, Gesellschaft” – Gender Studies in Bochum

Die Ruhr-Universität verfügt im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung über ein außerordentlich breites und qualifiziertes Potential an Lehrveranstaltungen. Bisher allerdings mussten sich interessierte Studierende mit einem ausgeprägtem "Pfadfinderehrgeiz" selbst einen Weg zu einschlägigen Veranstaltungen bahnen. Das wird sich in naher Zukunft ändern, wenn die Gender Studies als Masterstudienangänge in Bochum an den Start gehen.

Die Gender Studies und die Umstrukturierung der Magisterstudiengänge

In Bochum werden zum Wintersemester 2001/02 in vier geisteswissenschaftlichen Fakultäten die neuen konsekutiven Studiengänge eingeführt. Die Implementierung der Gender Studies kann allerdings nur im Gleichklang mit der Magisterstudienreform gelingen, so dass kurz die Säulen dieser Umstrukturierung skizziert werden.

Grundsätzlich sind damit zwei Motive verbunden: einerseits will man den sich wandelnden Arbeitsmarktanforderungen gerecht werden. Andererseits sollen heterogene Studienmotivationen, -voraussetzungen und Ausbildungsziele integriert werden.

Die zukünftigen Studienphasen werden ein sechssemestriger B.A. und ein viersemestriger Master sein. In der B.A.-Phase werden zwei Fächer (à 45 SWS) gleichberechtigt studiert und durch einen sogenannten Optionalbereich (30 SWS) erweitert, in dem die Vermittlung von fächerübergreifenden Schlüsselqualifikationen vordergründig wird.

In der Master-Phase können Studierende sowohl den Ein-Fach-Master, als auch das Zwei-Fach-Mastermodell wählen. Die erste Möglichkeit soll eine Vertiefung des 'klassischen' Fachstudiums ermöglichen. Im zweiten Modell sollen beide B.A.-Fächer

weiter studiert werden, so dass der zusätzliche Abschluss eines Lehramtsstudiums und der Einstieg für Hochschulwechsler erleichtert werden kann.

Gemäß internationaler Richtwerte besteht das Studium in der B.A.-Phase aus 120 SWS, in der Master-Phase aus 40 SWS (à Fach 20 SWS oder ein Fach à 40 SWS inkl. Optionalbereich).

Die SWS-Umfänge dienen lediglich als Richtgröße, da zukünftig das "European Credit Transfer System" zur Maßgabe der Studienleistungen wird. In der B.A.-Phase müssen 180 Kreditpunkte und in der Master-Phase 120 Kreditpunkte erreicht werden.

Die Lehrangebote in den neuen Studiengängen sind modularisiert und erfüllen somit zwei wichtige Funktionen: zum einen übernehmen sie eine 'Sharing-Funktion', da sie für mehrere Studiengänge genutzt werden können. Gleichzeitig sind sie austauschbar und können so aktuellen Entwicklungen in Theorie und Praxis entsprechend flexibel gehandhabt werden.

Die neuen Studiengänge werden von den beteiligten Fakultäten im Wintersemester 2001/02 eingeführt. Eine gemeinsame Studien- und Prüfungsordnung legt die grundsätzlichen Rahmenbedingungen der neuen Studiengänge fest; die speziellen An-

forderungen werden über die einzelnen Fächer festgelegt.

Die Interdisziplinarität und die Inhalte

Die erfolgreiche Umsetzung der interdisziplinären Gender Studies in Bochum hängt von zwei ganz entscheidenden Faktoren ab:

- Das erfolgreiche Zusammenspiel von Magisterstudienreform und die Angleichung der Gender Studies – Lehrkonzepte und
- Die hohe Motivation aller Beteiligten, dieses Studienangebot nicht nur theoretisch zu denken, sondern auch praktisch umzusetzen.

In der Vergangenheit wurden mehrheitlich interdisziplinäre Lehrprojekte mit einem hohen Sureplus an Eigenengagement realisiert. Leider konnten auch bisher aufgrund fehlender Strukturen neue Formen von interdisziplinärer Lehre nicht umgesetzt werden. Die geforderte Inter- bzw. Transdisziplinarität in Forschung und Lehre findet kaum institutionellen Niederschlag im Universitätsalltag. Die Gründe hierfür sind vielschichtig:

- a) Interdisziplinäre Lehrangebote setzen eine längere Planungs- und Konzeptionsphase voraus.
- b) Die Diskrepanz zwischen administrativen Strukturen und erforderlichen Reformen in allen Bereichen, die durch die Interdisziplinarität notwendig werden, sind leider immer noch wünschenswert.
- c) Ein immer noch nicht gelöstes Problem ist die Anrechenbarkeit interdisziplinärer Lehrangebote auf das Lehrdeputat der beteiligten Professuren.

Viele nutzbare und vorhandene interdisziplinäre Potentiale bleiben aufgrund der fehlenden Anerkennung ungenutzt. Zusätzlich werden interdisziplinäre Bereitschaften durch die curriculare Einbindung in die eigenen zum Teil kleinen Institute behindert. Der Einsatz der Gender-Professuren in die institutseigenen Basisveranstaltungen verringert das Lehrdeputat für interdisziplinäre Veranstaltungsformen in der Gender – Lehre.

Allerdings haben sich trotz noch zu beseitigender Widerstände alle Beteiligten dafür ausgesprochen, diese Initiative als eine experimentierfreudige

und innovative zu verstehen, die nicht nur verwaltungsinterne Hürden aufdecken will, sondern zugleich auch die Gender Studies als Feld neuer didaktischer Umsetzungsformen begreift.

Ihre große Chance für dieses Studienangebot sehen die Beteiligten in der inhaltlichen Ausrichtung der Lehr- und Forschungsschwerpunkte mit der thematischen Schnittmenge "Kultur, Kommunikation, Gesellschaft". Dieses interdisziplinäre Interesse wird von allen geteilt und soll nun institutionalisiert werden, um neue Impulse in Forschung und Lehre einzubringen.

Für den zukünftigen Zwei-Fach-Masterstudiengang sind folgende Module entwickelt worden:

- Arbeit, Beruf und Geschlecht
- Öffentlichkeit, Medien und Geschlecht
- Geschlechterverhältnisse im Kontext von Modernisierung, Technisierung und Globalisierung.

Die Veranstaltungen der beteiligten Professuren lassen sich thematisch in diese Modulstruktur einbetten und bilden die Grundlage der Gender Studies.

Gleichzeitig sind diese durch die curriculare Einbindung in die Veranstaltungen der 'eigenen' Institute doppelt zu besetzen; d.h. sie müssen auch für Studierende der eigenen Fakultät bzw. Institute partiell geöffnet werden. Anders wäre die erforderliche Kapazität für den Studiengang nicht zu realisieren.

Die Zukunft

Die Phantasien zu diesem Projekt konnten kanalisiert und im Hinblick auf die stattfindende Institutionalisierung der Gender Studies in die Ruhr-Universität genutzt werden. Neben der intensiven Arbeit um die konkreten Inhalte der Gender Studies wird in den nächsten Wochen und Monaten der Gang durch die Institution selbst viel Zeit in Anspruch nehmen.

Doch lassen sich die Beteiligten von der vielen Arbeit nicht abschrecken und blicken optimistisch in die Zukunft; nicht zuletzt durch die Tatsache, dass die Kombination 'Neue konsekutive Studiengänge und Gender Studies' in der Bundesrepublik einmalig ist.

Zudem versprechen sich alle über die Institutionalisierung der Gender Studies nicht nur die eigenen Positionen an den Instituten und Fakultäten zu festigen, sondern gleichzeitig auch eine generelle Verbesserung der Lehr- und Forschungsatmosphäre zu erlangen, um die Fluktuationen an einzelnen Lehrstühlen aufzuheben.

Projektbeteiligte

Aktuell sind an den Gender Studies in die Konzeption und die curriculare Entwicklung folgende Personen eingebunden:

- Prof. Dr. Ilse Lenz, Lehrstuhl für Frauen- und Sozialstrukturforschung, Fakultät VIII
- Prof. Dr. Katharina Sykora, Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung, Fakultät IV
- Prof. Dr. Eva Warth, Lehrstuhl Gender und Medien, Fakultät V
- Vertr.-Prof. Dr. Jutta Röser, Lehrstuhl Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit, Fakultät III, Sektion für Kommunikationswissenschaft
- Vertr. - Prof. Dr. Sylvia Schraut, Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte und Geschlechtergeschichte, Fakultät IV
- Dr. Isabel Richter; Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte und Geschlechtergeschichte; Fakultät IV
- Dr. Susanne Zwingel, Koordinatorin der Marie-Jahoda-Gastprofessur, Fakultät für Sozialwissenschaft, Fakultät VIII
- Marie-Jahoda-Gastprofessur
- Dipl. Soz. Masha Gerding, Koordinatorin der Gender Studies, Sektion für Kommunikationswissenschaft

Des weiteren sind folgende Personen beteiligt:

- Andrea Kaus, Gleichstellungsbeauftragte der Ruhr-Universität Bochum
- Joensa Vieth, Vings-Projekt Ruhr-Universität Bochum
- Susanne Kröhnert-Othman, Vings-Projekt Ruhr-Universität Bochum
- Prof. Dr. Michiko Mae, Lehrstuhl Modernes Japan, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
- Karin Klose, Koordinatorin Japanstudien, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Kontakt und Information

Für allgemeine Fragen zu dieser Initiative bzw. bei Rückfragen wenden Sie sich bitte an die
Gender Studies –
Projektkoordinatorin
Masha Gerding
Ruhr-Universität
Bochum
Fakultät für Philosophie, Pädagogik und Publizistik
Sektion für Kommunikationswissenschaft
Lehrstuhl Vertr.-Prof.
Dr. Jutta Röser
GA 1/38
Universitätsstr. 150
D-44801 Bochum
Fon: 0234-3228133
Fax: 0234-3214241
E-Mail:
Masha.Gerding@ruhr-uni-bochum.de

Eszter Belinszki

Diversity als Ressource – Innovative Umgangsformen mit personeller Vielfalt in Organisationen

Bericht über den Workshop am 9. Februar 2001 an der Universität Bielefeld

Aufgrund des übergreifenden wirtschaftlichen und sozialen Wandels bewegen sich Unternehmen in einem heterogener gewordenen Arbeitsmarkt. Sie müssen sich im Rahmen eines globalen Wettbewerbs behaupten sowie vielfältige Ansprüche von Kunden und Geschäftspartnern berücksichtigen. Seit längerer Zeit werden national wie international die Folgen der Veränderungsprozesse für Organisationen diskutiert. Diagnostiziert wird in diesem Zusammenhang vor allem ein ständig zunehmender Veränderungsdruck, der bürokratische und inflexible Organisationsstrukturen und -prozeduren disfunktional werden lässt. In diesem Zusammenhang hat der Faktor Personal für die Entwicklung von Organisationen entscheidende Bedeutung. Er wird als wertvolle und knappe Ressource betrachtet, als Schlüsselfaktor für Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit. Bereits Ende der 1980er Jahre wurde das Personal- oder „Human Resources“-Management zum „absoluten Muss“ erklärt.



In der Mitte die Leiterinnen des Projekts „Diversity“: Prof. Dr. Ursula Müller und Prof. Dr. Katrin Hansen mit ReferentInnen und TeilnehmerInnen des Workshops „Diversity“ (Foto: Pressestelle der Universität Bielefeld).

Lange Zeit wurde in diesem Zusammenhang auf Homogenisierungsstrategien gesetzt: Die Notwendigkeit einer starken, einheitlichen Unternehmenskultur wurde betont. Personalpotenziale könnten nur dann voll ausgeschöpft werden, wenn die Beschäftigten sich der Organisation verpflichtet fühlen, sich mit ihr identifizieren. Als Voraussetzung für ein solches Wir-Gefühl galt ein hohes Maß kultureller Homogenität, das durch Selektion von „passenden“ Beschäftigten, Enkulturation und moralische Sozialisation der Organisationsmitglieder zu erreichen sei.

Schon seit längerem ist dieses Modell einer monokulturellen Organisation in die Kritik geraten. Zum einen werden die Folgen für diejenigen Arbeitskräfte diskutiert, die nicht dem Bild des „Gleichen“ entsprechen, zum anderen wird der ökonomische Sinn dieses Konzeptes in Zweifel gezogen. Angesichts des globalen Wettbewerbs und dem daraus resultierenden Veränderungsdruck und Innovationskonzepten, die auf stetigen Wandel durch Beteiligung der Beschäftigten setzen, erscheinen monokulturelle Organisationen als zu starr und vergangenheitsorientiert, zu wenig lern- und anpassungsfähig, zu wenig kreativ und innovationsfähig. Mit Konzepten des „managing diversity“ gewinnt heute ein Gegenentwurf zur Monokulturalität, die heterokulturelle oder multikulturelle Organisation immer mehr an Bedeutung. Während die populären Organisationskulturkonzepte die Entwicklung einer spezifischen unternehmenseigenen und homogenen Kultur und die Etablierung dieser über Werte, Normen, Geschichten und Rituale bei MitarbeiterInnen und KundInnen forderten, steht im Zentrum der besonders in dem US-amerikanischen Raum verbreiteten „managing-diversity“-Konzepte die Vielfalt der MitarbeiterInnen zu schätzen und für die Organisation zu nutzen. Ziel ist eine multikulturelle Organisation, die im globalen Wettbewerb bestehen kann. „Diversity“ steht hier für Verschiedenheit und Andersartigkeit im positiven Sinn. Dieses Verständnis ist klar abzugrenzen von einer Deutung, in der Anderssein als defizitär und hierarchisch untergeordnet oder als

unangepaßt und nicht integrierbar interpretiert wird. Im Gegensatz dazu wird „diversity“ in der aktuellen organisationstheoretischen und -praktischen Diskussion als Facettenreichtum, Vielschichtigkeit und Mannigfaltigkeit in Unternehmensstruktur und -organisation verstanden. Dieser Begriff von Vielfalt wird vor allem auf Personen bezogen bzw. auf die Mischung von Personen in einem sozialen System, z.B. in einer Organisation, die unterschiedliche sozial relevante Gruppenzugehörigkeiten aufweist.

Das Forschungsprojekt „Umgang mit ‚diversity‘ in Organisationen und Alltagskonstruktionen von Verschiedenheit“ – ein Kooperationsprojekt der Fachhochschule Gelsenkirchen, Abt. Bocholt und der Universität Bielefeld, IFF, finanziell gefördert im Rahmen des HWP-Förderprogrammes aus Mitteln des Ministeriums für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW – richtet das erkenntnisleitende Interesse an die Problematik von Vielfaltigkeit – Diversity – innerhalb von Unternehmen: Es soll erkundet werden, inwieweit innovative Umgangsformen mit Vielfalt/Differenz im Personalbereich neue Möglichkeiten und neue Ressourcen für Unternehmen ebenso wie für die Beschäftigten eröffnen.

Im Rahmen des Forschungsprojektes fand am 9. Februar 2001 an der Universität Bielefeld ein Workshop zum Thema „Managing Diversity“ – Umgang mit personeller Vielfalt in Unternehmen und in Non-Profit-Organisationen statt. Ziel des Workshops war es, ein Forum zu bieten, auf dem Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft sowie Entscheidungsträgerinnen und -träger aus der Praxis Erfahrungen austauschen, sowie Chancen und Hindernisse von „managing-diversity“-Konzepten diskutieren können. Angestrebt war, durch die Beiträge aus Wissenschaft, Personalmanagement und Unternehmensberatung ein breites Spektrum von Perspektiven zu dieser Thematik zu gewinnen und zu analysieren.

Zur Teilnahme eingeladen wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die über „diversity“ am Arbeitsmarkt und in Organisationen forschen, Entscheidungsträgerinnen und

-träger aus der Wirtschaft, besonders aus dem Bereich des Human-Resource-Management, Vertreterinnen und Vertreter von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen, Firmen aus der Unternehmensberatung, Gleichstellungsbeauftragte bzw. Referentinnen und Referenten aus Unternehmen und aus Non-Profit-Organisationen. Auf diese Weise hat sich das Thema „diversity“ auch in der Zusammensetzung des Kreises der Referentinnen und Referenten gespiegelt.

Zu Beginn des Workshops wurden in den Referaten von Prof. Dr. Katrin Hansen, FH Gelsenkirchen und von Paivand Sepehri, Universität Potsdam „managing diversity“-Konzepte in der aktuellen wirtschaftswissenschaftlichen und organisationssoziologischen Diskussionen verortet. In beiden Referaten wurde die zentrale Frage gestellt, warum Organisationen mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, die Vorstellungen über die Homogenität der ArbeitnehmerInnen aufzugeben und aktiv Diversity-Management zu betreiben, bzw. wie diese Vielfalt in dem personellen Bereich neue Ressourcen eröffnen. Darüber hinaus wurden Voraussetzungen für ein erfolgreiches „managing diversity“-Konzept dargestellt und analytische Rahmen für die strukturierte Problemlösung präsentiert.

Die Beiträge von Monika Rühl (Deutsche Lufthansa AG) und von Wiebke Röders (Dresdner Bank AG) gewährten Einblicke in die Mechanismen der Implementierung von verschiedenen Elementen aus den „managing-diversity“-Konzepten von einem deutschen Konzernunternehmen und von einer deutschen Großbank. Der Schwerpunkt der Berichte lag darin, wie sich in den beiden Unternehmen ein Problembewusstsein für das Thema „Vielfalt“ entwickelt hat und welche Lösungskonzepte diesbezüglich entwickelt wurden.

Als Repräsentantin des Bereichs der Unternehmensberatung wurde die Geschäftsführerin, Gabriele Hoffmeister-Schönfelder der Kontor5 Konzept und Beratung GmbH eingeladen. Sie zeigte in ihrem Erfahrungsbericht auf, welche Möglichkeiten eine neue Vokabel wie „diversity“ für die Chancengleichheit und für die Frauenförde-

rung eröffnet, und wie dadurch auch eine neue Akzeptanz der Thematik in der Belegschaft zu erreichen ist. Mit der Hilfe von vielen Workshops, Diskussionsrunden und Projekten versucht Kontor5 die Führungskräfte in allen Ebenen dafür zu sensibilisieren mehr Frauen einzustellen, sie zu fördern und ihnen „eine Chance zu geben“.

In einem weiteren Beitrag aus der Praxis stellte Elita Wiegand vom Stadt des Lächelns e.V. Düsseldorf die Zusammenarbeit von diversen wirtschaftlichen und politischen Akteuren in einer Non-Profit-Organisation in den Mittelpunkt. Die zentrale Frage hier war, welche Schwierigkeiten die divergierenden Sichtweisen, Einstellungen und Interessen für eine erfolgreiche Kooperation bereit stellen können, auch wenn durchaus ein Konsens über die Ziele der Unternehmung herrscht. Eine wichtige Erkenntnis des Referates war, dass durch die Sensibilisierung für Vielfalt – auch im Sinne von Vielfalt der Kundeninteressen und -erwartungen – die eigene Einstellung mehr reflektiert wird und die Grenzen der Möglichkeiten, die scheinbar extern festgelegt sind, hinterfragbar werden. („Das können wir nicht“, „Das geht so nicht“, „Das haben wir so nie gemacht“ etc.) Damit können sich neue Handlungsräume eröffnen. Diese wiederum führen zum flexiblen und innovativen Verhalten, das für die wirtschaftliche Effektivität eine zentrale Bedeutung hat.

Das Referat von Olaf Karitzki (Private Universität Witten/Herdecke) über ein Forschungsprojekt in Kooperation mit einer süd-afrikanischen Universität wies auf die Bedeutung von „diversity“ aus mehreren Perspektiven hin. Er sprach über das wichtige Thema der interkulturellen Zusammenarbeit in der Wissenschaft, wie auch über die Vielfalt im Forschungsteam. Die Erfahrungen aus diesem Projekt machten darauf aufmerksam, dass zum „diversity management“ nicht nur das Vorhandensein von Vielfalt, wie z.B. das bloße Aufeinandertreffen von Menschen verschiedener ethnischer Zugehörigkeit, notwendig ist, sondern auch eine genaue Analyse des komplexen Systems von Stereotypen, wie, im Falle von Süd-

Afrika die kulturelle Bedeutung von "weiß", "schwarz" oder "farbig". Nur auf dieser Basis ist es möglich, Maßnahmen zu entwickeln, die diese Stereotypen systematisch hinterfragen. Die Feststellung, dass die Zuschreibungen kulturell-gesellschaftlicher Natur sind, hat weitreichende Konsequenzen bezüglich der interkulturellen Implementierungsversuche von „managing diversity“-Strategien. Die einfache Übernahme von Maßnahmen, ohne die Berücksichtigung von gesellschaftlichen und kulturspezifischen Gegebenheiten und ohne die Anpassung der Konzepte, kann schnell zu Misserfolgen führen.

Die abschließenden Podiumsdiskussion wurde von Prof. Dr. Katrin Hansen und Prof. Dr. Ursula Müller moderiert. Als Diskutantinnen und Diskutanten waren internationale Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft, der Unternehmenberatung und der Arbeitnehmer-Interessenvertretung eingeladen: Prof. Dr. Ulrike Detmers (FH Bielefeld), Annegret Frihe (Gleichstellungsbeauftragte FH Bielefeld), Dr. Cäcilia Innreiter-Moser (Total-E-Quality Österreich), Gerda Kleine-Bekel (Gleichstellungsbeauftragte des Polizeipräsidenten Bielefeld), Eamonn O'Sullivan (The Boston Consulting Group), Carmen Tietjen (DGB), Monika Wastian (Ludwig-Maximilians-Universität München), Prof. Dr. Alison Woodward (Vrije Universiteit Brussels/Belgium, im WS 2000/2001 Marie-Jahoda-Gastprofessorin an der Ruhr-Universität Bochum). Die Zusammensetzung des Podiums ermöglichte die Einbeziehung von verschiedenen Perspektiven zum Thema diversity. Zwei wesentliche Fragen kristallisierten sich in der Diskussion heraus:

- Kann „managing diversity“ erst dann praktiziert werden, wenn Vielfalt in einer Organisation schon vorhanden ist?
- Können einzelne Aspekte von Vielfalt, wie Geschlecht, kulturell-ethnische Zugehörigkeit, Sexualität, körperliche Fähigkeiten etc. in den Mittelpunkt gestellt werden, oder sind alle möglichen Ausprägungen von Vielfalt in den „managing diversity“-Konzepten gleichzeitig zu be-

rücksichtigen? Wo gibt es Grenzen der Machbarkeit?

Auch, wenn es im Rahmen dieser Veranstaltung nicht möglich war, die Fragen vollständig zu beantworten, so wurde deutlich, dass die Wahrnehmung der homogenisierenden Wirkung von Strukturen und Mechanismen der Grundstein für „managing diversity“-Konzepte ist. Es geht also weniger um die faktische „Existenz“ von diversen Eigenschaften und Merkmalen des Personals, sondern eher darum, ob Homogenisierungstendenzen als Problemursachen wahrgenommen werden. So kann beispielsweise ein Unternehmen mit homogener Belegschaft über „diversity“-Strategien nachdenken, weil es mit Personalmangel konfrontiert und auf die Erschließung von neuen Arbeitsmarktsegmenten angewiesen ist.

Eine Antwort auf die Frage nach den Grenzen zu geben, scheint kaum möglich zu sein. Einig waren sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in dem Punkt, dass diese Grenzen je nach Fall anderswo positioniert sind. Eine wichtige Eigenschaft von „managing-diversity“-Konzepten müsste die Kontextgebundenheit sein. Auch, wenn die Impulse zum Neudenken von Elementen der Organisationsstrukturen aufgrund der Berücksichtigung der Interessen von spezifischen ArbeitnehmerInnengruppen entstanden, sollten die Maßnahmen nicht im Kontext der Förderung benachteiligter Gruppen, mit gruppenspezifischen Merkmalen und Interessen konzipiert werden. Vielmehr sollten sie individuelle Arbeits- und Lebensstile ermöglichen, von denen Organisation und Belegschaft gleichermaßen profitieren können. Das wurde beispielhaft an der Einführung neuer Arbeitszeitmodelle in der Dresdner Bank deutlich. Diese können die Vereinbarkeit von Beruf und Familie unterstützen und werden häufig als Teile der Frauenförder- bzw. Chancengleichheitsprogramme betrachtet. Der innovative Weg von der Dresdner Bank bestand aber z.T. eben darin, dass sie die Bedeutung individueller Arbeitszeitgestaltung für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erkannt und in der Konzeption mitberücksichtigt hat.

Zum Workshop entsteht eine Dokumentation.

Im Rahmen des Forschungsprojektes werden für die nächsten zwei Jahren weitere Workshops geplant. Ziele sind dabei, empirische Ergebnisse und neue Erkenntnisse aus der Forschung zu präsentieren, den Erfahrungsaustausch von Entscheidungsträgerinnen und -trägern bzw. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu fördern und die Diskussion über die Bedeutung von personeller Vielfalt als Ressource weiterzuführen.

Kontakt und Information

Eszter Belinszki
Universität Bielefeld
IFF
Tel: 0521/1064561
email:
Eszter.Belinszki@uni-
bielefeld.de

Projekt

Umgang mit ‚diversity‘ in Organisationen und Alltagskonstruktionen von Verschiedenheit –

ein Kooperationsprojekt der Fachhochschule Gelsenkirchen, Abt. Bocholt und der Universität Bielefeld, Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum (IFF): Prof. Dr. Katrin Hansen (FH Gelsenkirchen, Abt. Bocholt) und Prof. Dr. Ursula Müller (Universität Bielefeld).

Das Projekt wird finanziell gefördert im Rahmen des HWP-Förderprogrammes aus Mitteln des Ministeriums für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW.

Christina Reinhardt, Andrea K. Kaus

ProFiL unterstützte die Umsetzung des Landesgleichstellungsgesetzes

Wie wurde an einer Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen auf die Einführung des Landesgleichstellungsgesetzes reagiert?

Ein knappes Jahr – von Juni 2000 bis Mai 2001 – existierte ProFiL, das „Projekt zur Frauenförderung im Sinne des Landesgleichstellungsgesetzes“ an der Ruhr-Universität Bochum. Genug Zeit, um einige Erfahrungen und Beobachtungen im Hinblick auf die Umsetzung von Gleichstellung machen zu können – zu wenig Zeit, um abschließend beurteilen zu können, welche Wirkung das im November 1999 verabschiedete Landesgleichstellungsgesetz in den Hochschulen letztlich haben wird.

Das Rektorat der Ruhr-Universität Bochum hatte sich auf Anregung der Gleichstellungsbeauftragten im März 2000 dazu entschlossen, die Umsetzung des Landesgleichstellungsgesetzes mit Hilfe eines eigenen Projektes begleiten und unterstützen zu lassen. Ziel des Projektes war es zunächst, umfassende Informationsarbeit zu leisten, um Inhalt und Konsequenzen des Landesgleichstellungsgesetz in den verschiedenen Bereichen der Ruhr-Universität Bochum bekannt zu machen. Zweitens sollten vielfältige Instrumente der Förderung von Frauen zusammen getragen werden und geprüft werden, inwiefern sie auf die Verhältnisse an der Universität übertragbar sind. Drittens schließlich sollte durch das Projekt der inneruniversitäre Diskurs über frauenpolitische Ziele und Strategien unterstützt und gefördert werden.



Dank einer gelungenen Einbindung in die universitären Strukturen über die Einrichtung einer Lenkungsgruppe, der Unterstützung des Rektorats, sowie der engen Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten, konnten im Laufe der 11 Monate vier Arbeitsschwerpunkte umgesetzt werden:

- Eine umfassende universitätsinterne Öffentlichkeitsarbeit war das wichtigste und auch wirksamste Instrument, mit dem versucht wurde, den Auftrag des Projektes umzusetzen. In zahlreichen Anschreiben, mit einem Flyer und einer Broschüre wurden die entsprechenden Entscheidungsträger/innen über die Konsequenzen des Landesgleichstellungsgesetz und über die Angebote des Projektes informiert. Der eigens erstellte Leitfaden zur Erstellung von Frauenförderplänen enthielt eine konkrete Anleitung zur Erarbeitung eines Frauenförderplanes.



Das meist genutzte Produkt von ProFiL war die Homepage des Projekte. Unter www.ruhr-uni-bochum.de/profil ließen sich nicht nur ein Überblick über die Inhalte des Landesgleichstellungsgesetzes abrufen, zusätzlich wurden dort auch alle weiteren Beratungsangebote von ProFiL zur Verfügung gestellt.

Dies hatte den positiven Nebeneffekt, dass die Informationen und Beratungsleistungen auch landesweit angesehen und genutzt werden konnten.

- Die schwierigste Aufgabe für eine zügige Umsetzung des Landesgleichstellungsgesetzes verbarg sich hinter dem Paragraphen 6 des LGG, der die Erstellung von Frauenförderplänen für die dezentralen Einheiten der Hochschule vorschreibt. ProFiL stellte zum einen den bereits erwähnten Leitfaden zur Verfügung, und führte darüber hinaus eigene Workshops zur Erstellung von Frauenförderplänen durch, die von Vertreter/innen aus allen Fakultäten rege besucht wurden.
- In Zukunft müssen Hochschulen bei der leistungsorientierten Mittelvergabe Fortschritte bei der Erfüllung des Gleichstellungsauftrages berücksichtigen – in welcher Form sie dies tun sollen, hat der Gesetzgeber offen gelassen. ProFiL hat sich gemeinsam mit den Mitgliedern der Lenkungsgruppe in mehreren Sitzungen sehr ausführlich mit diesem Thema beschäftigt – die Ergebnisse dieses Diskussionsprozesses mündeten in einer Empfehlung an die Gleichstellungskommission, die das Rektorat in Zukunft im Hinblick auf die hochschulinterne Mittelvergabe beraten wird.

- In der letzten Phase des Projektes stand die fachliche und organisatorische Unterstützung der neu gegründeten Gleichstellungskommission im Mittelpunkt. Ihre Aufgaben bestehen im wesentlichen in der Beratung der Hochschulleitung bei der leistungsorientierten Mittelvergabe sowie bei der Überwachung von Aufstellung und Einhaltung der Frauenförderpläne.

Im Ergebnis kann die Ruhr-Universität Bochum mittlerweile auf eine gelungene Umsetzung des Landesgleichstellungsgesetz zurücksehen. In 25 Frauenförderplänen – fast 300 Seiten Frauenförderung – wurde in den letzten Monaten der Grundstein für eine gleichstellungsorientierte Qualitätsentwicklung gelegt. Mit Hilfe der dort festgeschriebenen Maßnahmen haben sich die Hochschule und ihre dezentralen Einheiten verpflichtet, in Stellenbesetzungsverfahren Benachteiligung von Frauen zu beseitigen, Qualifizierungsmöglichkeiten für Frauen zu verbessern und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erleichtern. Außerdem erklären sich alle Beteiligten dieser verschiedenen Einheiten als verantwortlich für einen gleichberechtigten und partnerschaftlichen Umgang. Und bereits für das Studium haben sich die Fakultäten verpflichtet, fachlich und organisatorisch für die Chancengleichheit von Frauen und Männern Sorge zu tragen.

Neben dieser enormen Papierproduktion sind an der Ruhr-Universität Bochum rege und vielfältige Diskussionen über gleichstellungspolitische Themen geführt worden: In Gremien, in der Presse und auf verschiedenen von ProFiL organisierten Veranstaltungen ist das Thema Chancengleichheit mit Frauen und Männern quer durch alle Statusgruppen und teilweise kontrovers diskutiert worden. Über die Tatsache, dass Gleichstellung zur Profilbildung einer Hochschule beiträgt und dass Chancengleichheit zunehmend zu einem Wettbewerbsfaktor zwischen Universitäten geworden ist, herrscht mittlerweile ein breiter Konsens – doch über die Fragen, welcher Stand an Gleichstellung bereits erreicht worden ist und welches der

richtige Weg dorthin ist, gibt es noch unterschiedliche Vorstellungen.

Papier, auch das ist leider wahr, ist geduldig. Dies alles zu beschließen ist das Eine, es zu verwirklichen ist eine langfristige Aufgabe aller Beteiligten. Ob die vielen Diskussionen vergeblich waren, das viele Papier also umsonst beschrieben wurde, oder ob die genannten Maßnahmen Ausgangspunkt für konkrete Veränderungen sein werden, kann zum jetzigen Zeitpunkt nur schwer beurteilt werden. Der Erfolg der Maßnahmen wird nicht nur am Prozess oder an kulturellen Veränderungen gemessen, sondern letztlich an der tatsächlichen Beschäftigungssituation von Frauen und Männern. Erst wenn es mittel- und langfristig gelingt, hier deutliche Akzente zu setzen, so zum Beispiel, wenn der Anteil von Frauen in Führungspositionen deutlich gesteigert werden konnte oder auch Familienarbeit ein gemeinsames Thema in der Lebens- und Karriereplanung von Frauen und Männern geworden ist, erst dann kann von einem Erfolg in der Gleichstellungspolitik gesprochen werden.

Mit den Frauenförderplänen ist ein Meilenstein auf dem Weg zur Geschlechtergerechtigkeit gesetzt worden. Durch die gesetzliche Vorgabe ist ein Diskussionsprozess ausgelöst worden, der viele Themen stärker in die universitäre Öffentlichkeit gebracht und damit Anstöße für konkrete Projekte gegeben hat. Doch weitere Meilensteine müssen folgen, um dieses Engagement nicht verpuffen zu

lassen. Anreize, die formulierten Maßnahmen in die Tat umzusetzen, können von der Integration der gleichstellungsorientierten Ziele in die Steuerungsinstrumente der Hochschulen ausgehen. Die Vermutung liegt nahe, dass finanzielle Konsequenzen, wie sie durch Zielvereinbarungen und in der leistungsorientierten Mittelvergabe eingeführt werden, eher geeignet sind, nachhaltige Veränderungen in Organisationen zu bewirken.

Bleibt die Frage, ob sich gesellschaftliche Veränderungen überhaupt durch gesetzliche Regelungen bewirken lassen. So gestellt, lautet die Antwort nein, denn ohne einen gewissen Konsens in der Gesellschaft und eine bestimmte Überzeugung in den Köpfen ihrer Mitglieder werden Gesetze kaum Wirkung haben. Dennoch gibt es gute Gründe, warum der Staat sich in Gestalt von Gleichstellungsgesetzen in die Praxis seiner Institutionen einmischen soll: Schließlich ist es Teil des staatlichen Auftrages, auf struktureller Ebene für die Verwirklichung von Demokratie für beide Geschlechter zu sorgen. Und der Weg zu Geschlechterdemokratie in der Gesellschaft und in ihren Organisationen – das kann man nicht nur den Statistiken entnehmen – ist noch länger, als manche wahrhaben möchten.

Um so erfreulicher, dass die Ruhr-Universität Bochum diesen Weg ein Stück weiter gegangen ist und sich dabei von einem Projekt wie ProFiL beraten ließ.

Kontakt und Information

Andrea K. Kaus

Dr. Christina Reinhardt
Gleichstellungsbeauftragte
Projekt Personalentwicklung

Ruhr-Universität
Bochum
Ruhr-Universität
Bochum
frauenbuero@ruhr-
uni-bochum.de

christina.reinhardt@ruhr-
uni-bochum.de

Claudia Breger

Auf den Spuren sich verändernder Dinge

Internationale Konferenz im Heinz Nixdorf MuseumsForum
Paderborn, 3.–5.11.2000

Unter Leitung von Prof. Dr. Gisela Ecker (Universität Paderborn) veranstaltete die Arbeitsgruppe „Kulturwissenschaftlerinnen NRW“ vom 3. bis 5. November 2000 eine internationale und interdisziplinäre Fachkonferenz zum Thema „Kulturelle Transformationen der Dinge“. In den Räumen des Heinz Nixdorf MuseumsForums stellten elf eingeladene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus England, Belgien, der Schweiz, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland ihre Forschungsergebnisse zu einzelnen Fragen des Umgangs mit Dingen in Kunst, Literatur, Philosophie, Film und Fotografie vor und diskutierten sie mit den Mitgliedern der Arbeitsgruppe sowie einem großen Publikum von ca. 80 Interessierten.

Auch Dinge haben eine Geschichte

Auch Dinge haben eine Geschichte: Ihr Zweck und ihr Gebrauch verändern sich ebenso wie die Bedeutung, die ihnen gegeben wird. Was gestern Wertgegenstand war, kommt heute in den Müll – und wird morgen vielleicht zu Kunst „recycled“. Wie lassen sich solche Veränderungen erklären? Die Geschichte der Dinge ist eng mit der Geschichte der Menschen verknüpft, die sie nutzen oder sammeln, malen oder in literarischen Texten beschreiben. Im Umgang mit Dingen definieren die Menschen sich selbst: Der Schmuck, der am Körper getragen wird, signalisiert sozialen Status – und auch Geschlechtszugehörigkeit. Dinge helfen, Rollen zu verteilen: Haushaltsgegenstände markieren „weibliche Räume“. Der Umgang mit Dingen verändert sich nicht nur über die Jahrhunderte, sondern auch zwischen unterschiedlichen Medien, denn in literarischen Texten bekommen Alltagsgegenstände eventuell andere Bedeutungen.

Nachdem die Arbeitsgruppe „Kulturwissenschaftlerinnen NRW“, die durch den Innovationsfonds des Wissenschaftsministeriums gefördert wird, in den letzten Jahren verschiedene Aspekte dieser kulturellen Transformationen von Dingen auf kleineren Arbeitstagen diskutiert – und auch bereits erste Ergebnisse publiziert

hatte (vgl. Umordnungen der Dinge. Hg. von Gisela Ecker/Susanne Scholz. Königstein/T.: Helmer, 2000) –, gruppierte sich nun der Dialog mit den auswärtigen Gästen um drei Schwerpunktthemen: (1.) ‚private‘, vor allem eng mit dem Körper verknüpfte Dinge, (2.) die Funktionsweise von Fotografien in Prozessen der Erinnerung und Archivierung und (3.) die Schnittstelle zwischen philosophischen und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen (denn während Philosophen „dem Ding“ nachspüren, reden Kulturwissenschaftlerinnen von „den Dingen im Plural“).

‚Private Dinge‘

In der ersten Sektion sprach Carrie Asman (Berlin/Paris) über die „gefährlichen Perlen“ in der Kunst Vermeers. Gefährlich deshalb, weil Perlen – die im 17. Jahrhundert nur entsprechend detaillierter gesetzlicher Regelungen am Körper getragen werden durften – einerseits Schönheit, sozialen Status und auch moralische Qualitäten signalisieren konnten, andererseits aber auch mit Vorstellungen von Sexualität, Fremdheit und Krankheit verknüpft waren. Ihre schillernde Ausstrahlung lässt verfolgen, wie nah Tugend und Laster, bürgerlicher Wohl-

stand und Dekadenz im Bewußtsein der Zeitgenossen beieinanderlagen. Wie Menschen sich selbst sahen und sehen wollten, läßt sich an ganz unterschiedlichen Dingen ablesen: Im England des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beispielsweise am Kaminsims, wie Tim Putnam von der Universität Portsmouth ausführte. Im Zentrum des "typisch britischen Hauses" nahm der Kaminsims all die Dinge auf, die den Bewohnern, vor allem dem "Hausherrn", ein ‚Stück Identität‘ gaben: Bücher und kostbare Vasen, aber auch Reiseerinnerungen und Ahnenfotos.

Fotos und Erinnerungen

Fotos scheinen die Vergangenheit authentisch festzuhalten, sie helfen uns, uns zu erinnern – an unsere eigenen Erlebnisse ebenso wie an andere Menschen. Wie wir mit dieser Erinnerung an andere, aber auch den Erinnerungen anderer umgehen, erprobt das von der Literaturwissenschaftlerin Annette Jael Lehmann vorgestellte Internetprojekt "Third Generation: Family Photographs and Memoirs of Nazi Germany". Ziel dieses von Lehmann gemeinsam mit Rachel Schreiber und Andrea Slane gestalteten Projekts ist der Dialog zwischen unterschiedlichen Perspektiven: die drei Autorinnen, die aus jüdischen und nicht-jüdischen, deutschen und amerikanischen Familien kommen, schreiben auch über die Fotos aus den Familienalben der jeweils anderen. In der Reflexion dieses Projekts ergibt sich zudem die medientheoretische Frage danach, was passiert, wenn Fotos ins Internet gestellt – und damit "virtualisiert" werden. Welche Rolle spielt das konkrete Material – z.B. der aufwendige, geschmückte Einband des Fotoalbums von Schreibers Großvater? Einen Höhepunkt der Tagung bildete die Präsentation der Künstlerin Naomi Salmon (Weimar), die eine Auswahl ihres Werks vorstellte und kommentierte. Seit sie mit 25 Jahren einen Inventarisierungsauftrag von der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem erhielt, hat Salmon in ihren fotografischen Serien immer wieder Dinge in den Mittelpunkt gerückt –

Gegenstände, die mit Erinnerungen und Identifizierungen behaftet sind und in ihrer Zusammenstellung z.B. "Israel" oder "Sehnsucht Heimat" (am Beispiel Tirol) repräsentieren. Ein weiteres Projekt: eine Postkartenserie, die knallbunte DDR-Stoffbeutel zeigt – ebenfalls Stückchen von Identität gerade nach der Wende.

Das Ding – oder die Dinge?

In der Geschichte der Philosophie ist, wie der Psychoanalytiker Peter Widmer aus Zürich in seinem Beitrag ausführte, immer wieder über "das Ding" ge-grübelt worden – nicht zuletzt über die Frage, ob es überhaupt eine vom wahrnehmenden Menschen unabhängige Existenz hat. In der psychoanalytischen Philosophie Jacques Lacans wird dieser Zweifel radikalisiert: Das Ding ist hier kein Objekt, sondern eher ein Bezugspunkt des menschlichen Begehrens, an den wir gebunden bleiben, der sich uns aber immer wieder entzieht. Der Umstand, daß dieses Ding bei Lacan mit Weiblichkeit assoziiert wird, wirft die Frage auf, ob Philosophie mit ihrem Allgemeingültigkeitsanspruch nicht übersieht, dass es spezifische kulturelle Vorstellungen sind, die *den Dingen* immer wieder andere Formen geben. Andererseits kann das radikale philosophische Beharren darauf, dass "das Ding" sich notwendig entzieht, helfen, die in unserer Kultur (und oft auch Kulturwissenschaft) vorausgesetzte Herrschaft der Menschen über die Dinge zu relativieren. Mit einem Brückenschlag zwischen der philosophischen und der kulturwissenschaftlichen Perspektive beschloß der Vortrag der Antwerpener Literaturwissenschaftlerin Vivian Liska die Tagung. Unter Bezugnahme auf Kafkas Erzählung über "Die Sorge des Hausvaters", die dem allzu beweglichen und unbestimmbaren ‚Ding‘ "Odradek" gilt, untersuchte Liska die ‚Schwestern Odradeks‘ in Texten Ilse Aichingers: ‚Dinge‘, die immer wieder anders sind, und sich durch diese Nicht-Festlegbarkeit den herrschaftlichen Gesten von Haus- wie Stadtvätern oder Wissenschaftlern entziehen.

Kontakt und Information

Dr. Claudia Bregler
FB 3
Universität-GH
Paderborn
Warburger Str. 100
33098 Paderborn
cbreg1@hrz.uni-
paderborn.de

Die Ergebnisse der Tagung werden in der Reihe Kulturwissenschaftliche Gender Studies (Königstein/Ts.: Helmer) erscheinen

Michaela Lücking

Geschlechterforschung ist fächerübergreifend

Graduiertenkonferenz mit akademischem Nachwuchs

Am 7. und 8. Dezember 2000 fand an der Universität Paderborn zum ersten Mal eine Graduiertenkonferenz für Geschlechterforschung unter dem Titel „Vernetzungen: Kulturen – Technologien – Geschlechter“ statt. Der Veranstaltungstyp ist an Hochschulen in den USA längst etabliert und richtet sich an den akademischen Nachwuchs, auf den die Organisationsformen im Wissenschaftsbetrieb oft nicht ausreichend abgestimmt sind. Graduiertenkonferenzen bieten Möglichkeiten zum inhaltlichen Austausch innerhalb und zwischen den einzelnen Fächern sowie im Bereich der Professionalisierung.

In ihrem Grußwort wies Prof. Dr. Gisela Ecker auf die Bedeutung solcher Konferenzen hin, die dem akademischen Nachwuchs ermöglichen, sich gegenseitig Anregungen zu den Forschungsarbeiten zu geben und professionalisierte Formen, wie Diskussionsleitung, knappe Darstellung von Forschungsaspekten, Vortragsweise, Organisation einzuüben, welche während der Ausbildung kaum beachtet, hinterher aber sehr bedeutend werden. Gerade aus hochschulpolitischer Sicht sei es wichtig, denen, die „einsam vor sich hin forschen“, entsprechende Organisationsformen zu bieten.

Interdisziplinäre Ausrichtung

Zwei Tage lang wurden gemeinsame Interessen und Fragestellungen der Geschlechterforschung interdisziplinär behandelt. Insgesamt elf Beiträge aus den Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften, der Sprach- und Literaturwissenschaften sowie Natur- und Wirtschaftswissenschaften wurden vorgestellt und sorgten für eine abwechslungsreiche Tagung und angeregte Diskussionen. Auch das Spektrum der Vortragenden war sehr vielfältig und ging von solchen, die sich in der Habilitationsphase befinden, über PromovendInnen, einem Kommilitonen aus dem Graduiertenkolleg und denen, die allein vor sich

hin forschen oder an der Universität eine Stelle innehaben.

Vielfältige Fragestellungen zur Geschlechterforschung

Ulrike Bergermann ging in ihrem Vortrag „Reproduktionen: Geräte, Gene, Geschlecht“ der Frage nach, was digitale Medien, Klonen und Geschlecht miteinander zu tun haben. Karin Windt zeigte in ihrem Vortrag „Tollgewordene Realenzyklopädien“. Kulturgeschichtliche Sammlung, reflektierte Mythologeme und verschüttetes Gedächtnis. Libuse Monikovas Werk.“ an dem Roman „Der Taumel“, inwiefern die tschechische Autorin Monikova (1945–1998) Fragen nach Kultur, Politik, Gedächtnis und (verschütteter) Geschichte in ihren Figuren zum Ausdruck kommen lässt, wie sie das bestehende Bildrepertoire einer geschlechtlich differenzierten Kultur benutzt, verändert und erläuternd verwendet. Oliver Scholle beschäftigte sich mit der Frage nach der „Erfahrbarkeit der Photographie“ auf Grundlage der These, dass die Photographie nicht die Wirklichkeit kopiere, nicht das abgebildete Objekt bezeuge, sondern nur aussage, dass etwas gewesen sei, das Vergangene ausstrahle und somit der Gehalt eines Bildes gar nicht erfahren werden könne.

Physiklehrer sensibilisieren

Ulrike Gallasch berichtete über Durchführung und Ergebnisse ihres Fortbildungsprojekt „Reflexive Koedukation im Physikunterricht“, welches im Schuljahr 1998/99 am Paderborner Lehrerausbildungszentrum unter ihrer Leitung durchgeführt wurde und beabsichtigte, Physiklehrerinnen und -lehrer für die stärkere Berücksichtigung und Förderung von Schülerinnen im Physikunterricht zu sensibilisieren und damit zur Chancengleichheit von Mädchen und Jungen im Physikunterricht und vermutlich auch im Bereich technischer Berufe beizutragen. Dr. Brigitte Oesterdiekhoff stellte die seit Ende 1999 von der Informatik (Fachbereich 17) und Wirtschaftsinformatik (Fachbereich 5) getragene Initiative „Frauen gestalten die Informationsgesellschaft“ vor, welche sich vor allem zum Ziel gesetzt hat, den Frauenanteil in den Informatikstudiengängen zu erhöhen, der im Moment bei nur etwa 10–15 Prozent liegt. Die Initiative sieht ihre zentrale Aufgabe darin, durch Beratung und Information falsche Vorstellungen über das Studium der Informatik und Wirtschaftsinformatik, über zugehörige Berufsbilder und -felder zu korrigieren und ein zutreffendes Bild von Inhalten und Zielen zu vermitteln, Studentinnen der (Wirtschafts-) Informatik in den ersten Semestern zu begleiten und zu unterstützen.

Elternmetaphorik und Geschlechterrollen

Imke Jahns untersuchte in ihrem Beitrag „Mutter Frankreich und Vater Algerien – zur Bedeutung der Elternmetaphorik in der neueren Literatur franko-algerischer Schriftstellerinnen“ das für diese Texte auffällige Merkmal, dass die äußerst schwierige Situation der Hauptfigur zwischen den Kulturen an den Eltern, die zu Metaphern werden für die Traditionen, Lebenseinstellungen und Kultur des einen oder anderen Landes, verdeutlicht wird, so dass aus dem Verhältnis zum Vater bzw. zur Mutter auch die Beziehung der Protagonistin/ des Protagonisten zu dem Land abgeleitet werden kann, das das jeweilige Elternteil vertritt. Banu Sezen beschäftigte sich mit

„Gender und Alltag in den Texten afrikanisch-amerikanischer Autorinnen“, welche besonders auf die geschichtliche Entwicklung von Eigendefinitionen, Umbenennung und Aufhebung zugeschriebener Geschlechterrollen und -strukturen eingehen. An ausgewählten literarischen Texten zeigte sie die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und eigenen Zuschreibungsmechanismen der Figuren auf.

Hingabe und Versenkung

Andreas Mohr versuchte, einen Einblick in „Geschlechterhistorische Probleme der völkerwanderungszeitlichen Geschichte germanischer ‚gentes‘“ zu vermitteln. Dabei zeigte er seine anhand schriftlicher Quellen gewonnenen Ergebnisse zu den Fragen nach Ausprägungen des geschlechtlichen Lebens für die Kulturen der Völkerwanderungszeit bzw. des germanischen Altertums, nach Begriffen zur Bezeichnung sexueller Erscheinungsformen, zur Behandlung sexuellen Verhaltens von rechtlicher und gesellschaftlicher Seite und zu ethischen Werturteilen auf. Josephine Driller widmete sich den „Brautmystischen Vorstellungen im Werk der Mechthild von Magdeburg“, welche etwa 1207/10 geboren wurde und mit 20 Jahren Angehörige einer Beginenngemeinschaft, einer halbklosterlichen Vereinigung, wurde. Als Mystikerin sucht Mechthild von Magdeburg, durch Hingabe und Versenkung zur persönlichen Vereinigung mit Gott zu gelangen. Die Erfahrung, dass sich die Seele mit dem göttlichen Liebhaber vermählt, Brautmystik genannt, verdeutlichte sie an einem Auszug aus Mechthild von Magdeburgs Werk „Das fließende Licht der Gottheit“ und stellte Hypothesen zur Erklärung der mystischen Visionen vor.

Als Frauen verkleidete Männer

„Travestie und Geschlechteridentität in Wilhelm Heinses Romanen“ war das Thema von Charis Goer. Heins (1746–1803) zeigt in seinen Romanen eine Vielfalt von Geschlechterrollen auf, wie beispielsweise als Frauen verkleidete Männer oder Frauen, die sich als Männer ausgeben, so dass es sich

anbietet, diese mit Positionen der Gender-Diskussion des späten 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts zu vergleichen. Dr. Bernadine Rütter stellte das Thema ihrer Dissertation, die „Geschlechtsspezifische Allokation auf dem Arbeitsmarkt – eine ökonomisch orientierte Analyse“ vor. Ihr Ansatz versucht, eine Erklärung dafür zu liefern, dass der Arbeitsmarkt geschlechtsspezifisch gelenkt ist, Arbeitnehmerinnen in unterschiedlicher Weise benachteiligt sind. Dabei wird die Verknüpfung des ökonomischen Verhaltens der Unternehmer mit den als veränderbar angesehenen institutionalisierten und sozialen Rahmenbedingungen, die dieses bestimmen, beleuchtet.

Gelungene Tagung

Der interdisziplinäre Umgang mit dem Thema Geschlecht erwies sich als sehr fruchtbar. Die Tagung bot für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer Gelegenheit zu gegenseitigen Anregungen und zum Austausch über die eigenen Forschungsarbeiten. Das große Interesse an den vorgestellten Forschungsprojekten wurde durch intensive Diskussionen belegt. Nach dem erfolgreichen Verlauf der zweitägigen Veranstaltung ist zu wünschen, dass dieser ersten Graduiertenkonferenz für Geschlechterforschung an der Universität Paderborn regelmäßig weitere folgen werden.

Marie-Theres Wacker

Das Geschlecht der Gottheit – und Wege seiner Dekonstruktion. Perspektiven feministischer Theologie

Vortrag am 10. 1. 2001 in der interdisziplinär angelegten Vorlesungsreihe „Münster goes gender“, organisiert von der Studierendeninitiative „Arbeitskreis Genus“ an der WWU Münster¹

„Lokalbezug“

Dass ich hier und heute als Professorin für Theologische Frauenforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster vor Ihnen stehe, verdanke ich dem beharrlichen Streiten mehrerer Generationen von Studentinnen und Mittelbauerinnen an dieser Fakultät, die schließlich auch die Mehrheit der Professoren auf ihre Seite ziehen konnten. Schon 1980 bildete sich hier eine autonome Frauengruppe, die 1983 ein erstes feministisch-theologisches Hauptseminar in Zusammenarbeit mit dem inzwischen emeritierten Professor für Fundamentaltheologie, Johann Baptist Metz, durchführte. Von da an setzte sie regelmäßig Lehraufträge durch, und 1986 erfolgte eine erste Institutionalisierung dieser Arbeit durch den vom Fachbereichsrat eingesetzten sogenannten Beirat Feministische Theologie, der der gleichzeitig eingerichteten „Arbeitsstelle Feministische Theologie“ an dieser Fakultät zugeordnet wurde – eine in dieser Art wohl einzigartige Verknüpfung von autonomer und institutionalisierter Frauenpolitik sowie feministischer Forschung. 1990 beantragte die Katholisch-Theologische Fakultät Münster, im übrigen etwa zeitgleich mit der Bonner, beim Land Nordrhein-Westfalen einen Lehrstuhl für Feministische Theologie aus dem damaligen HSP-II-Programm, der auch 1991 eingerichtet wurde². Es begann ein sehr langer Prozess der Interessensklärung zwischen

den Fakultäten, den beteiligten Ortsbischöfen von Köln und Münster, der Landesregierung und dem Apostolischen Nuntius als Vertreter des Hl. Stuhls, dem völkerrechtlichen Vertragspartner des Konkordats, auf dessen Basis die Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche auch im Bereich der Hochschulen geregelt wird. Der Beirat Feministische Theologie der Fakultät hat die z.T. sehr mühevolle und frustrierende Beratungsarbeit in Begleitung der Berufungskommission auf sich genommen, und die Studierenden haben durch den regen Besuch der Probevorlesungen der Bewerberinnen ihr Interesse am Lehrstuhl deutlich gemacht.

Am 1.8.1998 konnte ich die Stelle antreten; die Umschreibung meines Arbeitsgebietes ist „Altes Testament und Theologische Frauenforschung“. Der Namensanteil „Altes Testament“ bezieht sich dabei näherhin auf das theologische Fach, in dem ich meine Kompetenzen erworben habe und das im Schnittpunkt von historischen, literaturwissenschaftlichen und im engeren Sinne theologischen, d.h. die Reflexion des christlichen Bekenntnisses bezogenen Methoden und Perspektiven angesiedelt ist. Die Bezeichnung mit „Theologischer Frauenforschung“ ist einer der vielen Kompromisse, die im eben erwähnten Prozess der Interessensklärung erfolgten. Diese Kompromissformel *kann* interpretiert werden als Versuch, der Perspektive von Frauen innerhalb

der theologischen Wissenschaft ihren Ort zu geben (im doppelten Sinn des Zugestehens, aber auch des Anweisens), gleichzeitig jedoch der feministischen Theologie die wissenschafts- und kirchenkritische Spitze abubrechen. Deshalb gibt es guten Grund für Theologinnen, wenigstens hier und da die Selbstbezeichnung als „feministische Theologinnen“ zu benutzen und so zu signalisieren, dass die Diskussion nicht beendet ist. Andererseits lässt sich die domestizierend auferlegte Bezeichnung „Theologische Frauenforschung“ durchaus auch dahingehend füllen, dass sie nicht einfach ein Anachronismus ist angesichts der gegenwärtig bevorzugten Benennung „Geschlechterforschung“, sondern immerhin – und wohl unfreiwillig – den Ort von Frauen als nach wie vor ungelöstes Problem für Wissenschaft und Forschung nicht nur in der Theologie wachhält. Jenseits dieses Namensstreites sehe ich es als mir unbenommen an, Ihnen heute ein Vierteljahrhundert feministisch-theologischer Reflexion vorzuführen, und zwar fokussiert auf ein Thema, an dem ich selbst mit wechselnden Fragestellungen von meinem Fachgebiet her gearbeitet habe bzw. arbeite: das Geschlecht der Gottheit – und Wege seiner Dekonstruktion.

1. Die erste Phase: von den Anfängen bis ca. 1985

„Wenn Gott männlich ist, muss ... das Männliche Gott sein“ – dieser lapidare Satz hat die religiös-feministischen Aufbrüche von Frauen hierzulande in den späten 70er und frühen 80er Jahren zutiefst geprägt. Er steht in dem Werk, das 1973 erstmals in Boston veröffentlicht wurde, 1978 – ins Deutsche übersetzt – unter dem Titel „Jenseits von Gottvater, Sohn und Co.“ erschien und geschrieben wurde von Mary Daly, die damals als katholische Theologin am Boston College lehrte³ Hier wird in Form eines einfachen logischen Schlusses (wo A gleich B ist, ist auch B gleich A) eine Formel geboten, die die Macht des Patriarchats mit der Macht religiöser Symbole erklärt: wo Gott als männlich gilt, hat das Männliche göttlichen Status. Es fiel damals gewissermaßen reihenweise den christlich sozialisierten Frauen

wie Schuppen von den Augen, dass die erlernten religiösen Symbole für Gott ja männliche Symbole seien: Gott als Vater allen voran, Gott als Herr, als Richter, als König, als Hirt; Christus als Sohn, als Logos, als Bräutigam; Gott als Geist – Symbole, die nicht aus der Frauenwirklichkeit genommen waren, die das Weibliche als Fundus religiöser Symbolbildung außen vor ließen. Die Testfrage christlicher Frauen lautete dementsprechend: Wie stark ist die Geschichte des Christentums vom Ausschluss der Frauen aus der theologischen Symbolbildung geprägt? Dass das Christentum in seinen Grundsymbolen die Frauen bzw. die weibliche Wirklichkeit ausschließt bzw. ihnen lediglich einen untergeordneten Platz zuweist – ist dies eine prinzipielle Angelegenheit oder eine faktische Entwicklung? Im ersten Fall, der Diagnose einer prinzipiellen Frauenverachtung im Christentum, wäre es für Frauen nur konsequent, dieser Tradition den Rücken zu kehren; im zweiten Fall, einer faktischen Entwicklung, die jedoch korrigierbar scheint, könnten Frauen abwägen, ob sie ihre Energie in eine Reform, um nicht zu sagen Reformation dieser Tradition investieren möchten.

Für Mary Daly bündelt das christliche Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes im Mann Jesus wie in einem Brennglas die Vergötzung des Männlichen im Zentrum dieser Religion. Die Vater- und Sohnesreligion des Christentums mit seinem patriarchatsstützenden Moral- und Denksystem ist in ihren Augen so grundlegend dehumanisierend für Frauen, dass Frauen sich, wenn sie selbstbestimmt leben und denken wollen, ihm nur völlig entziehen können. Der Gegenentwurf, den sie anbietet, ist der eines von Frauen selbst entworfenen, ja selbst erst *zu schaffenden* Raumes jenseits des Christentums, wobei die Frauenbewegung sich als von göttlicher Kraft inspirierte und vorangetriebene verstehen darf, d.h. einerseits selbst diese Dynamik lebt, andererseits aber auch vom göttlich-dynamischen Urgrund getragen wird, dem gegenüber Mary Daly jede nominale Benennung für unangemessen hält, den sie statt dessen, nicht zuletzt in Aufnahme eines zentralen biblischen Gottesna-

mens, mit der Verbform „Be-ing“ bezeichnet. Ihr Ansatz ist in seiner Intellektualität und Radikalität eine Herausforderung, hat Mary Daly doch nicht nur den christlichen Gott, sondern das Konzept eines personalen Gottes überhaupt verabschiedet, und bewegt sie sich in Kritik wie Konstruktion in einer Art Raum der Bilderlosigkeit, der lediglich durch Sprachfiguren gefüllt wird.

Bei uns wird in der Folgezeit nicht eigentlich ihr Entwurf insgesamt rezipiert, sondern wird ihr Slogan „Wenn Gott männlich ist, ist das Männliche Gott“ als diagnostisch zutreffend aufgegriffen, werden aber dann andere, weniger bilderstürzende Wege begangen, die Erfahrung von Frauen mit der Rede vom Göttlichen zu verknüpfen. Es fand in diesen Jahren hierzulande eine breitangelegte Suche nach womöglich verschütteten, vergessenen, verdrängten weiblichen Gottesbildern in der Geschichte des Christentums und in der Bibel statt. Diese Suche verband sich im wesentlichen mit zwei verschiedenen und in sich auch noch einmal unterschiedlich akzentuierenden feministischen Optionen, die ich etwas abgekürzt die Option eines Sichtbarwerdens der Frauen hin auf Gleichberechtigung und die Option des matriarchalen Feminismus nenne⁴. Die 1983 gegründete, bis heute in der BRD einzige Zeitschrift für religiös und feministisch interessierte Frauen, die „Schlangenbrut“, die übrigens bald nach der Gründung ihre Postadresse in Münster bekam, spiegelt diese beiden Richtungen in ihren ersten Jahrgängen recht deutlich.

Mit der Option eines Sichtbarwerdens der Frauen hin auf Gleichberechtigung beanspruchten feministische Theologinnen die in Heiliger Schrift und kirchlicher Tradition aufgefundenen weiblichen Gottesnamen bzw. –vorstellungen in der wissenschaftlichen wie der praktischen, insbesondere liturgischen Sprache als Korrektiv, auch durchaus mit der Forderung verbunden, dass ihnen eine Zeitlang der Vorrang zu lassen sei, um die herrschenden Einseitigkeiten zu verdeutlichen, aber mit dem Ziel einer, ethisch formuliert, geschlechtergerechten Benennung Gottes bzw. einer, systematisch-theologisch formuliert,

angemessenen, die androzentrischen Projektionen durchschauenden und überwindenden theologischen Rede von Gott. Als prominentes Beispiel nenne ich die Ende 2000 in den Ruhestand getretene Schweizer Alttestamentlerin Helen Schüngel-Straumann mit ihren bereits 1983 zum ersten Mal vorgetragenen Überlegungen zur Weiblichkeit derjenigen göttlichen Kraft, die die christliche Tradition mit den maskulinen Nomina spiritus bzw. Geist benennt, die hebräische Bibel aber mit dem femininen Nomen ruach⁵. Etwa zur gleichen Zeit machte die Tübinger evangelische Theologin Elisabeth Moltmann-Wendel, die schon seit Mitte der 70er Jahre amerikanische feministisch-theologische Werke nach Deutschland brachte, auf ein bis dahin recht wenig bekanntes mittelalterliches Fresko aus der Dorfkirche von Urschalling aufmerksam, das die Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Geist zeigt als Gruppe von zwei Männern, Vater und Sohn, die eine eher weiblich wirkende dritte Gestalt umrahmen, die demnach niemand anderes sein kann als „die Geistin“⁶. Solcherart Spuren wurden starkgemacht im Sinne einer biblisch und durch die vergessene, aber vorhandene christliche Tradition gedeckten Vorstellung der Weiblichkeit „des“ (in Anführungsstrichen) Geistes. Dazu trat die Wiederentdeckung der Rede von Gott als Mutter, bereits in der Bibel und dann etwa bei mittelalterlichen Mystikerinnen und Mystikern⁷. Diese Entdeckungen zeigen, dass die christliche Symbolbildung zwar dominant männlich ist, aber das Weibliche nicht prinzipiell aus der Gottesrede ausklammert. Eine kritisch-feministische Revision des Christentums war für die genannten und viele andere Theologinnen deshalb zum einen eine unabdingbare Notwendigkeit, zum anderen aber auch ein sinnvolles Unternehmen, für das sich zu kämpfen lohnt. Diese Theologinnen waren sich bewusst, dass die schiere Erinnerung an weibliche Gottes-Bilder in der Bibel und in der christlichen Tradition bereits eine Dezentrierung des Herrschenden bedeutete, wenn denn ihr Verdacht stimmte, dass das Männliche sich heimlich oder auch sehr offen selbst zum Gott erhoben hatte oder,

weniger emphatisch formuliert, wenn nun die Wirklichkeit des Weiblichen, die traditionell als sekundär, abgeleitet, begrenzt galt, als Bereich eingeklagt wurde, aus dem die Rede von Gott zu schöpfen hätte.

Die matriarchalfeministische Richtung dagegen diagnostizierte die männlichen Namen und Vorstellungen Gottes als Fehlformen, Spiegelbild einer historischen und psychischen Fehlentwicklung, einer Abspaltung des Männlichen aus einer ursprünglichen Einheit des Männlich-Weiblichen unter Vorrang des Weiblichen, und sie forderte eine Rückkehr zu dieser ursprünglichen Einheit, zur weiblichen Gottheit und ihrem Sohn, zur Göttin und ihrem Heros. Dieses Göttin-Heros-Muster einer ursprünglich matriarchalen Religion und Gesellschaftsordnung stammt nicht selbst aus der Bibel, sondern wurde entwickelt in Anlehnung an kulturgeschichtliche Entwürfe wie etwa Bachofens „Mutterrecht“ oder die poetisch-mythologische Spurensuche der Göttinnen Griechenlands bei Robert Graves. Die Matriarchalfeministinnen, ich nenne Heide Göttner-Abendroth und Elga Sorge, Christa Mulack und Gerda Weiler, lasen die Bibel mit dieser Vorgabe, lasen sie als Dokument der Verdrängung, ja Zerstörung einer einstigen Göttinnenreligion auch im Alten Israel und zugleich als Dokument, mit dem diese verdrängte Religion zu rekonstruieren, besser zu re-imaginieren war⁸. Die Weiblichkeit der ruach war für sie kein Thema; Thema aber war für sie zum Beispiel die von ihr in den Texten des biblischen Buches der Sprüche gesehene Depotenzierung der göttlichen Weisheit von einer ursprünglichen großen Göttin zur Tochter des männlichen Gottes Israels, Thema war für sie auch die in der Bibel, vor allem im sogenannten deuteronomistischen Geschichtswerk, geforderte Zerstörung und Vernichtung der Kultstätten im Land Kanaan, an denen auch weibliche Gottheiten verehrt wurden⁹. Für die Matriarchalfeministinnen war die Bibel und war das Christentum nur noch insoweit diskutabel, als es sich eben matriarchal in ihrem Sinne buchstabieren ließ. Auf diese Richtung reagierten ab etwa 1985 verschiedene evangelische Lan-

deskirchen in aller Schärfe mit Berufsverboten für Theologinnen, ich nenne Elga Sorge und Jutta Voß, und mit öffentlichen Stellungnahmen, die hier eine Grenze überschritten sahen¹⁰. Durch solche kirchenamtlichen Eingriffe (die es bekanntermaßen auch in der katholischen Kirche gibt), wird natürlich deutlich, dass für feministische Theologinnen eine offene und an den Sachfragen orientierte Auseinandersetzung nur erschwert möglich ist, weil solche innerfeministische Auseinandersetzung immer in Gefahr steht, für inquisitorische Maßnahmen instrumentalisiert zu werden.

Wenn ich diese erste Phase feministischer Theologie bis etwa Mitte der 80er Jahre auf mein Leitthema nach dem Geschlecht der Gottheit und Wegen seiner Dekonstruktion beziehe, dann war sie bestimmt durch ihre Diagnose einer mehr oder weniger hoffnungslosen männlichen Fixierung der christlichen Gottesrede und ihren Therapieversuch der Ergänzung oder Ersetzung durch weibliche Gottesnamen und -vorstellungen, wobei sich beide vorgestellten Richtungen bewusst waren, dass es nicht um einen bloßen Austausch von Namen ging, sondern um eine darin angezeigte Reform, wenn nicht Reformation des Christentums auf allen Ebenen: der Reflexion, der Kirchenstrukturen, der Verkündigung, der persönlichen Spiritualität, um nur die wichtigsten zu nennen¹¹. Was weiblich und was männlich sei, wird in dieser Phase als gegeben vorausgesetzt; eine explizite Differenzierung von sex und gender wird noch nicht vorgenommen. Der gewissermaßen proto-dekonstruktivistische Impuls bei Mary Daly, das Geschlecht der Gottheit zu unterlaufen durch verbale Benennungen und dadurch der Frauenbewegung selbst eine größtmögliche visionäre Offenheit zu geben, wirkte kaum, zumal Mary Daly selbst bereits im Vorwort ihrer deutschen Übersetzung zu erkennen gab, dass sie inzwischen eine strikt gynozentrische Sprachregelung präferiere.

2. Phase: von ca. 1986 bis ca. Mitte der 90er Jahre

Schon im dritten Heft der Schlangenbrut vom November 1983 veröffentlichte Christine Schaumberger, die in Münster bei Johann Baptist Metz promovierte, einen Bericht über ihre Teilnahme an einer Ökumenischen Konferenz von Theologen und Theologinnen der Dritten Welt, der 6. EATWOT-Konferenz¹². Christine Schaumberger macht auf die Verflechtungen von Frauenunterdrückung mit Rassismus und Klassenfragen aufmerksam und formuliert abschließend deutliche Kritik an der hiesigen feministischen Theologie: wir sind *farbenblind*, sprich nehmen nicht wahr, dass wir unter feministischer Theologie eigentlich nur die Theologie weißer Frauen verstehen; wir sind *vereinnahmend*, wenn wir pauschal von einer Betroffenheit ALLER Frauen sprechen; wird sind *universalisierend*, wenn wir feministische Theologie schlicht im Singular behaupten, wir sind *exotisierend und idealisierend* in unseren Bildern von Frauen aus anderen Lebenskontexten, statt die Wirklichkeit dieser Frauen real an uns herankommen zu lassen. Dieser Strang einer politisch-feministischen Theologie, zunächst eher dünn, wurde stärker und sichtbarer, als Alice Walkers „Die Farbe Lila“ 1984 auf deutsch erschien. Besonders ein Satz daraus machte unter feministischen Theologinnen die Runde: „Probier, den alten weißen Mann aus meinem Kopf zu treiben“¹³, ein Satz, der sich geradewegs auf das Gottesklischee der weißen westlichen Welt bezog und darauf aufmerksam machte, dass nicht nur ein männlicher Gott in unseren Köpfen festsitzt, sondern ein göttlicher Mann weißer Hautfarbe und fortgeschrittenen Alters, *drei* Komponenten, die Machtfülle signalisieren und sich gegenseitig verstärken. Im ersten Handbuch zur feministischen Theologie, 1986 herausgegeben von Christine Schaumberger und Monika Maaßen¹⁴, die ebenfalls bei Johann Baptist Metz promovierte und im übrigen damals eine der Reaktionsfrauen der Schlangenbrut war, bildete der Blick auf Frauen in der Dritten Welt und die Einbeziehung von Theologinnen unterschiedlicher Kon-

texte einen deutlichen Schwerpunkt. Das Bewusstsein, innerhalb der Frauenerfahrung zu differenzieren, Fragen von Hautfarbe und ökonomischer Verortung mit der Frauenfrage verknüpfen zu müssen, war in der feministischen Theologie insbesondere hier in Münster also früh gegeben.

Meiner Wahrnehmung nach war es jedoch eine andere Debatte, die der feministischen Theologie bei uns auf breiter Basis und auch nachhaltig die Augen für ihre eigenen Begrenzungen, für fehlende Differenzierungen *ad intra* öffnete, die Debatte um Antijudaismus in der feministischen Theologie, die ab Ende 1986 immer größere Kreise zog. Ich skizziere sie kurz von derjenigen Perspektive her, unter der ich selbst daran beteiligt war, der Auseinandersetzung mit dem Antijudaismus besonders in der matriarchalfeministischen Richtung und ihrer Relecture der hebräischen Bibel¹⁵. Auf der einen Seite fand ich die Veröffentlichungen dieser Frauen hochspannend, brachten sie mich doch auf Zusammenhänge, die ich in der Bibel bisher schlicht überlesen hatte, besonders die Spuren weiblicher Göttlichkeiten und deren Verschwinden. Auf der anderen Seite waren die matriarchalfeministischen Entdeckungen auf eine Weise vorgeführt, die ich nicht unkritisiert stehen lassen konnte und wollte. Warum zum Beispiel, so habe ich ab Ende 1986 in Vorträgen und Publikationen gefragt¹⁶, warum wird das Verschwinden der Göttinnen im Alten Israel mit dem Begriff des „Göttinnenmordes“ belegt, ein Begriff, der mich an den unseligen Begriff des Gottesmordes erinnerte, mit dem in der Geschichte des Christentums immer wieder Pogrome gegen jüdische Menschen gerechtfertigt wurden? Wie konnten Frauen behaupten, die Stämme Israels seien in patriarchalischer Manier über das friedliche matriarchale Kanaan hergefallen, wo doch längst archäologisch klar war, dass es weder eine kriegerische Landnahme Israels gab noch auch die kanaänischen Stadtstaaten ein pazifistisches Modell abgaben?¹⁷ Warum hatten die Matriarchalfeministinnen so grottenschlechte Männerliteratur als ihre Informationsquellen ausgewählt, darunter faschismusnahe und entsprechend an-

tisemitisch gepolte Exegeten aus der Zeit des Dritten Reiches? Kurz, mir wurde klar, dass in der Göttinnenfrage ein hoher Forschungsbedarf bestand, gerade auch für feministische Bibelwissenschaftlerinnen, dass sich diese Forschung aber neu und nicht nur kritisch gegenüber der Männerwissenschaft, sondern auch kritisch vor und gegen sich selbst ihre Kategorien und Perspektiven würde erarbeiten müssen.

Der zweite feministisch-theologische Schwerpunkt in der Antijudaismuskonversation lag auf der Bewertung der Gestalt Jesu. In den USA hatten jüdische Feministinnen schon seit Ende der 70er Jahre darauf hingewiesen, dass die neuen christlich-feministischen Annäherungen an Jesus, der nach Ausweis der Evangelien so positiv mit Frauen umgegangen sei, eine antijüdische Kehrseite besaßen: Jesus der Frauenfreund wurde nämlich in scharfem Kontrast zum durch und durch patriarchalen Judentum seiner Umwelt gezeichnet, ohne zu reflektieren, dass es doch gerade der *jüdische* Mann Jesus war, der so handelte und man, wenn überhaupt, seine Frauenfreundlichkeit doch wohl als ein Verhalten *innerhalb* des Judentums hätte darstellen müssen. Stattdessen wurde die Frauenfreundlichkeit Jesu in Vermischung von historischer und dogmatischer Perspektive seiner göttlichen Natur und damit dem Christentum zugeschlagen¹⁸. Dass solche Kurzschlüsse den christlich-feministischen Frauen nach und nach bewusst wurden, verdankt sich sicher nicht zuletzt der Bereitschaft jüdischer Feministinnen aus den Vereinigten Staaten, besonders Susannah Heschel und Judith Plaskow, ab Ende 1986 zu uns nach Deutschland zu kommen, die US-Diskussionen bei uns bekannt zumachen¹⁹ und in unserem Land, in dem nach der Shoah nur noch eine verschwindend kleine Anzahl jüdischer Gemeinden existiert, zu zeigen, dass es in den Staaten ein sehr lebendiges und vielschichtiges Judentum gibt, dass es vor allem auch jüdische Frauen gibt, die in ihrer jüdischen Tradition bleiben möchten, aber zugleich kritisch-feministische Fragen an ihre Tradition stellen. Vereinnahmung, Universalisierung, Exoti-

sierung – diese Attitüden bei sich selbst gegenüber dem Judentum und gegenüber jüdischen Frauen lernten christliche Feministinnen nun aufzudecken und ihre eigenen Positionen selbstkritisch kontextuell zu formulieren.

Einen außerordentlich wichtigen Beitrag für die Sensibilisierung der feministischen Theologie in allen genannten Fragen, bezüglich des christlichen Antijudaismus, aber auch bezüglich der Verflechtungen von Hautfarbe, Alter, ökonomischer Situation mit der Frauenfrage, leistete der umfangreiche Entwurf einer Geschichte des Urchristentums, den die aus Deutschland stammende, in die USA übersiedelte feministische Neutestamentlerin Elisabeth Schüssler Fiorenza schon 1983 geschrieben hatte und der 1988 auf deutsch erschien, übersetzt in jahrelanger Arbeit von Christine Schaumberger²⁰. Speziell für die Gottesfrage brachte Elisabeth Schüssler Fiorenza einen Aspekt ein, der im deutschsprachigen Kontext damals neu war, aber seitdem bei uns vielfach weiterentwickelt worden ist. Der Bedeutung der Gestalt Jesu, so zeigte sie, hat man sich schon in den neutestamentlichen Schriften dadurch genähert, dass man Jesus als die in die Welt gekommene göttliche Weisheit zeichnete und damit eine Rede aufnahm, die in der hebräischen Bibel grundgelegt ist und dort auf eine weiblich-göttliche Größe neben dem Gott Israels verweist. Die gesamte christliche Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Geist, war also mit Rekurs auf die Bibel, die Heilige Schrift, auch weiblich zu buchstabieren, als Gott-Mutter, Christus-Sophia und Geisteskraft-ruach²¹. Gleichzeitig baute Elisabeth Schüssler Fiorenza aber auch einem naivem, gewissermaßen essentialistischen Umgang mit diesen weiblichen Gottesnamen vor, indem sie deutlich machte, dass die Bibel selbst diese Namen als, wie sie formulierte, reflektierte Mythologie einführt: *Mythologie* zum einen, also durchaus Aufnahme von Assoziationen an weibliche Gottheiten, aber *reflektiert* zum anderen, als poetisch-metaphorische Sprache, die sich der Differenz von Bezeichnung und Bezeichnetem bewusst bleibt und der Fi-

xierung von Göttlichem durch Weibliches und Weiblichem durch Göttliches wehrt.

Die konzeptionelle Unterscheidung sex und gender – in den USA schon ab ca. Mitte der 70er Jahre entwickelt – wurde von der deutschsprachigen feministischen Theologie erst spät rezipiert, soweit ich sehen kann, erst gegen Ende der 80er Jahre, also erst zu einer Zeit, als die eben dargestellten Differenzierungsschritte bereits zum feministisch-theologischen Grundwissen gehörten. Ich möchte behaupten, dass die bei uns erreichten Differenzierungen, die auf eine sensible Wahrnehmung der Differenz unter Frauen hinausliefen, den Boden dafür bereitet haben, nun die Unterscheidung von sex und gender als gewissermaßen nur noch begriffliche Präzisierung einer Differenz, die ohnehin in der Analyse gesehen wurde, aufzunehmen. Ich kann mich jedenfalls erinnern, dass mir diese Unterscheidung konzeptionell wichtig wurde in der Zeit um 1990, da ich mit alttestamentlichen Kolleginnen und Kollegen zusammen eine Fachtagung vorbereitete, in der es darum ging, die feministisch vorangebrachte Diskussion um das Göttlich-Weibliche im Alten Israel zu verknüpfen mit Forschungen von Kollegen, die ihrerseits auf diese Thematik aufmerksam geworden waren, aber von exegetisch-fachimmanenten Fragen her. In diesem Zusammenhang wurde es für uns feministische Theologinnen interessant, Kategorien anzubieten, mit denen wir selbst historisch differenziert forschen konnten und die zugleich auch nichtfeministischen Kolleginnen und Kollegen plausibel zu machen waren²².

Eins der zentralen Ergebnisse dieser gemeinsamen Recherchen lief darauf hinaus, dass die historisch für das biblisch-eisenzeitliche Israel zu rekonstruierende Göttinnenverehrung sich schwerpunktmäßig auf eine mütterlich-nährende Göttin bezogen hat. Mutterschaft aber ist in Gesellschaften wie der des Alten Israel ein Politicum: als Mütter erlangen Frauen Ehre und damit gesellschaftliche Anerkennung; die Mutter des Königs hatte in Jerusalem wahrscheinlich sogar ein eigenes politisches Amt. Eine Muttergöttin darf daher nicht – oder jeden-

falls nicht *nur* – als unscheinbare Hausgöttin vorgestellt werden, sondern ist sehr wohl vorstellbar als Hauptgottheit eines Gemeinwesens oder als Partnerin eines solchen Hauptgottes, als die sie im biblischen Israel wohl auch zumindest zeitweise verehrt wurde. Diese historischen Zusammenhänge wiederum haben Rückwirkungen auf die Kategorien von sex und gender: sex und gender werden gegeneinander durchlässig; Mutterschaft, spontan vielleicht eher dem sex zugeordnet, ist gleichzeitig eine gender-role, eine kulturell hochaufgeladene Geschlechtsbestimmung. So wird nachvollziehbar, dass der Name „Mutter“ im altorientalischen Kontext auch männlichen Gottheiten zugesprochen und umgekehrt weibliche Gottheiten mit „Vater“ angesprochen werden konnten. Umgekehrt aber sieht es auch so aus, also könne man diese gender-role nicht ohne ihre Fundierung im sex, im biologischen Geschlecht haben, und genauso funktioniert ja auch die konservative bürgerliche Mutterideologie, die ihrerseits im Christentum eine starke Bündnispartnerin hat. In dieser Phase der feministischen Theologie, noch vor der dekonstruktivistischen Umkehrung des Zusammenhangs, der Rückführung von sex auf gender, haben feministische Theologinnen wie ich selbst, die sich einer neuen Fixierung von Frauen auf ihr Wesen als Mutter, nun auch noch mit der Weihe der wiederentdeckten Göttin Altisraels, entziehen wollten, mit der neuzeitlich zunehmenden Reduktion der Frauen als Mütter in der bürgerlichen Kleinfamilie argumentiert und in Frage gestellt, ob wir tatsächlich mit dem Rückgriff auf eine solche Göttin gut beraten sind²³.

In Deutschland, so war mir wichtig festzuhalten, hatten wir in der feministischen Theologie eine Rassismus- und Antijudaismuskonversation hinter uns, bevor die sex-gender-Debatte rezipiert wurde. Umgekehrt scheint die sex-gender-Debatte in den USA als eine notwendig gewordene Erweiterung des Ansatzes von women's studies erst sekundär Differenzierungen von Rasse, Klasse, Alter etc. in ihre Theorie aufgenommen zu haben, und entsprechend, so hat uns z.B. die

Soziologin und Philosophin Andrea Maihofer²⁴ bei einem Besuch in unserem feministisch-theologischen Kolloquium im Wintersemester 1998/99 berichtet, sind diese Differenzierungen auch in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen sex-gender-Debatte nicht von vornherein mitbedacht worden. Von dieser spiegelverkehrten Entwicklung her wird es für mich verständlich, dass es bei manchen feministischen Theologinnen, länger auch bei mir selbst, Vorbehalte gab und gibt gegenüber der sex-gender-Debatte als einer, die zum einen scheinbar wieder auf die Geschlechterfrage engführt statt die Geschlechterfrage zusammen mit Rasse, Klasse, Alter und anderen Differenzierungen zu sehen und die zum anderen doch wieder die Männer zu privilegieren scheint, insofern sie auch die Männerforschung fördert, aber damit womöglich wieder in die uralten Schemata der Männerfragen als der wichtigeren zurückgedrängt wird. Anders gesagt: wer die sex-gender-Debatte als Weiterführung eines „Steinzeitfeminismus“ liest, in dem es nur Frauen als Opfer, Männer als Täter, das Patriarchat als Feind aller Frauen und eine Frauenzentriertheit um jeden Preis gibt, kann mit der Unterscheidung von gender als kulturell unterschiedlichen Geschlechterrollen im Unterschied zum sex als quasi Natursubstrat nun ihrerseits differenzierter Frauenwirklichkeit analysieren und wird dies auch so tun wollen, dass Frauenwirklichkeit nur im kritischen Vergleich mit und Blick auf Männerwirklichkeit adäquat rekonstruiert wird. So würde ich für diese Phase meine Rezeption dieser Debatte beschreiben. Wer die sex-gender-Debatte aber sieht als eine Entwicklung, in der anderswo bereits errungene Differenzierungen herausgekippt werden, ist skeptisch, und in diesem Sinn wäre für mich die aktuelle Testfrage an die sex-gender-Debatte, inwieweit sie fähig ist, die politische Option für die Frauen aufrechtzuerhalten, deren ganz praktische Grundprobleme etwa in Bezug auf Gesundheit, auf Arbeit, auf gewaltfreie Beziehungen ja bei weitem nicht gelöst sind, vor allem, wenn man sie in weltweitem Zusammenhang sieht.

3. Phase: von ca. Mitte der 90er Jahre bis heute

Mit dieser Testfrage mache ich deutlich, dass ich mich durchaus in die Münsteraner Tradition einer feministisch-politischen Theologie stellen möchte, selbst allerdings einen etwas anderen Zugang dazu habe, weniger über die systematische Theologie vermittelt als über die Bibelwissenschaft und hier auch noch einmal eher über die Befreiungstheologie als unmittelbar die politische Theologie. Meine Zusammenarbeit seit 1994 mit Luise Schottroff, feministischer Neutestamentlerin und Sozialgeschichtlerin, ist auf dieser breiten gemeinsamen Basis zu sehen. Zusammen haben wir zuletzt das „Kompendium feministische Bibelauslegung“ herausgegeben, an dem 60 Exegetinnen mitgearbeitet haben, um die gesamten Schriften der christlichen Bibel und etliche frühjüdische bzw. frühchristliche Schriften darüber hinaus jeweils durch einen feministischen Kurzkommentar zu erschließen. Im Zusammenhang dieses Vortrages kann ich das Werk nicht detailliert vorstellen, möchte es aber im Sinne eines feministisch-theologischen Politicums hier zumindest nennen.²⁵

Meinem Eindruck nach ist seit Mitte der 90er Jahre der matriachale Feminismus immer mehr zurückgetreten – allerdings stimmt dieser Eindruck wohl genau besehen nur für die feministisch-theologische Theorie, nicht aber für den Bereich der sogenannten Spiritualität²⁶, der Frauen-Liturgien und Rituale, wo die Göttin nach wie vor eine zentrale Rolle spielt, sei es eher in der Weise eines Namens, der auf eine frauenzentrierte, quasi monotheistische Gottheit zielt, sei es eher kosmosbezogen-pantheisierend oder sei es eher in der Weise eines neuen bunten Synkretismus mit interkulturellen Anleihen²⁷. Das weitgehende Verschwinden des matriachalen Feminismus aus der Theoriediskussion hat zur Folge, dass an den weitausgreifenden kulturgeschichtlichen Fragen, auf denen diese Frauen insistiert haben, kaum noch gearbeitet wird, dass also etwa die Frage, wie das Patriarchat entstanden sei, wie insbesondere die vor- und frühge-

schichtlichen Göttinnen verschwunden sind, nur noch selten gestellt wird. Oder vielleicht muss ich es anders sagen: diese kulturgeschichtlichen Fragen werden zwischenzeitlich auch von Feministinnen auf unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen verteilt gestellt und behandelt, da die Art und Weise, wie Matriarchalfeministinnen glaubten die Welt und die Wissenschaft zusammenhalten zu müssen, inzwischen auch innerhalb der feministischen Vernunft- und Wissenschaftskritik als zu undifferenziert problematisiert werden kann.

Nicht aber ist jeglicher gynozentrische Ansatz in der Theoriediskussion passé. Innerhalb der Theologie hat in den letzten Jahren der Differenzfeminismus in den Spuren vor allem italienischer Vordenkerinnen viel Plausibilität gewonnen²⁸. Der für diesen Ansatz zentrale Begriff der sexuellen Differenz meint dabei zunächst die gewissermaßen axiomatische Statuierung der Differenz zwischen Männern und Frauen. Insofern aber der Signifikant „Frau“ seine Signifikation nur im Verweis auf die zahllosen realen Frauen erhalten soll, gehört das Denken und die Anerkennung der Differenz auch zwischen Frauen konstitutiv in diesem Ansatz dazu. Gynozentrisch ist dieser Ansatz in seinem entschiedenen Bezug von Frauen auf Frauen in Theorie wie politischer Praxis und in seiner Forderung an Männer, ihrer Herkunft aus einer Frau, ihrem Geborensein aus einer Frau dadurch Rechnung zu tragen, dass sie weibliche Autorität anerkennen²⁹. Wer sich auf diesen Ansatz einlässt, kann zum Beispiel – mit einem neuen Buchtitel von Ina Praetorius³⁰ – sprechen vom „Ende des Patriarchats“, das – so wäre ich geneigt zu sagen – kontrafaktisch in der eigenen Praxis und Sicht auf Menschen und Dinge ignoriert wird. Der Ansatz des Differenzfeminismus hat innerhalb der Theologie wohl nicht von ungefähr vor allem in der Ethik und Systematik sowie in praktischen Disziplinen Fuß gefasst, während ich für die historischen Fächer einschließlich der Bibelwissenschaft zur Zeit eher Mühe habe, mir eine produktive Rezeption vorzustellen³³. Allerdings habe ich in den vergangenen Monaten eine Art Seiteneinstieg ver-

sucht über eine Auseinandersetzung mit tiefenpsychologischen Methoden in der Bibelauslegung. Der psychoanalytische Ansatz Freuds, der ja vermittelt über Lacan und kritisch-feministisch weitergeführt von Luce Irigaray im Differenzfeminismus grundlegend ist, insbesondere in der Rede von der symbolischen Mutter, hat mir geholfen, in der hebräischen Bibel die Dynamik einer Vaterzentriertheit gerade auch im Blick auf die Gottesrede und gleichzeitig die hohe Bedeutung der Mutter für die Kultur des Alten Israel neu zu sehen. Darüber hinaus ist mir auch ein Stückweit verstehbarer geworden, warum das Symbol der Mutter, warum die symbolische Mutter als Antipode und genuin weiblicher Anknüpfungspunkt für die Differenzfeministinnen so zentral ist. Der für Theologinnen spannende Aufsatz von Luce Irigaray über die göttlichen Frauen allerdings³² erschließt sich mir nach wie vor nicht als ein *notwendiger* Aspekt dieses Ansatzes, bestensfalls als spielerische Einbeziehung einer Art Transzendenzdimension.

Mit Impulsen des Dekonstruktivismus habe ich mich, noch vor der Diskussion um Judith Butlers „gender trouble“ hierzulande, in der feministischen Bibelwissenschaft konfrontiert gefunden über das Werk der niederländischen Literaturwissenschaftlerin Mieke Bal, die im Gespräch mit ihrer Freundin, der Bibelwissenschaftlerin Fokkelen van Dijk-Hemmes, ausgiebig biblische Texte besprochen und daran ihren eigenen Ansatz einer „narratologie critique“, vermittelt über französische Lehrer und Lehrerinnen des Strukturalismus, entwickelt hat³³. Mieke Bal wendet auf faszinierende Weise dekonstruktivistische Techniken der Textanalyse an „wie die Dezentrierung der zentral gesetzten thematisch strukturellen Instanzen eines Textes aus der Perspektive dessen, was durch sie marginalisiert wird, sich aber dennoch als textkonstitutiv erweist“; die „Auflösung ungebrochener Identitäts-, Präsenz- und Subjekt-konzepte in der fiktional dargestellten Welt und ihrer Charaktere“ oder das Aufweisen der „Tendenz der Texte, die eigene Bedeutungskonstruktion durch die Art und Weise ihrer rhetorisch-se-

Kontakt und Information

Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
Lehrstuhl für Altes Testament und Theologische Frauenforschung
FB 2 Katholische Theologie
Hüfferstr. 27
48149 Münster
E-mail: femtheo@uni-muenster.de

miotischen Präsentation" letztlich wieder zu destruieren³⁴. Mieke Bal verbindet die Technik der Dekonstruktion des Bibeltextes jedoch mit einer feministischen Option, die selbst durchaus nicht dekonstruktivistisch daherkommt, die vielmehr sehr deutlich Partei ergreift für das Subjektwerden von Frauen, dessen prinzipielles Bedrohtheit, dessen Fragilität sie gleichsam lesend betrauert. Gerade diese Kombination finde ich aus theologischer Sicht außerordentlich anregend. Ansonsten ist mit einem dezidiert dekonstruktivistischen Ansatz hierzulande noch kaum die Bibel gelesen worden³⁵. In Bezug auf meine Leitfrage nach dem Geschlecht der Gottheit könnte ich mir aber sehr wohl spannende Analysen vorstellen. Eine mögliche Linie etwa wäre es, die bildlichen Darstellungen der mütterlichen Gottheiten des Alten Israel nicht primär an ihren frauengestaltigen Exemplaren zu messen, sondern ernstzunehmen, dass die mütterliche Göttin maßgeblich in Gestalt eines Baumes mit Früchten, an denen Steinböckchen knabbern, visualisiert wurde, oder, weniger häufig, in Gestalt eines säugenden Muttertieres³⁶. Eine solche Dezentrierung des Gynozentrismus in der Interpretation könnte historische wie vielleicht auch bibeltheologische Perspektiven eröffnen. Eine andere Linie zeichnet sich ab in der Wahrnehmung dessen, dass die Gestalt der Ruach, deren Weiblichkeit der feministischen Theologie bisher so wichtig war, in Bezug auf sex oder gender gerade *nicht* festgelegt ist, angefangen bei dem Faktum, dass das grammatische Geschlecht von ruach weiblich *oder* auch männlich sein kann, weitergehend zu der Beobachtung, dass ruach kaum wirklich personifiziert wird, sondern eher nicht zu begreifende Dynamik bleibt³⁷; einbeziehend schließlich das Faktum, dass ruach nach dem biblischen Joelbuch (Joel 3,1–5), aufgenommen in der neutestamentlichen Pfingstgeschichte (Apg 2), ausgegossen wird (also „flüssig“ ist!) über Frauen *und* Männer. Statt einlinig auf der Weiblichkeit der Geistin zu insistieren böte gerade die biblische Rede von der Ruach sowie deren christliche Weiterentwicklung in nonpersonalen Metaphern Ansätze ei-

ner geschlechterüberschreitenden Vielschichtigkeit, die exploriert werden könnten.

Eine produktive Rezeption des dekonstruktivistischen Feminismus hat, aufs ganze gesehen, in der feministischen Theologie hierzulande erst gerade begonnen. Die wichtigste bereits vorliegende Arbeit ist wohl die von Gisela Matthiae unter dem aufregenden Titel „Clownin Gott“. Gisela Matthiae, evangelische Theologin und selbst ausgebildete Clownin, bringt das Modell der Clownin ins Spiel, als denkerischen Anstoß, die Identität „Frau“ als clowneske zu konzipieren, als gespielte Möglichkeit, festgefahrene Rollen aufzubrechen, als Ansatz aber auch einer geschlechterverwirrenden Gottesvorstellung, für die sie sich nicht zuletzt auf die biblische ruach beruft. Ich schließe mit einem Zitat aus ihrem Buch:

„Die Clownin verkörpert den Möglichkeitsraum Gottes. Da sie eine andere als die jeweils erfahrene Wirklichkeit ahnt und erhofft, stellt sie in ihrem Spiel die herrschenden Diskurse wie in einem Spiegel dar und bricht sie. Insofern lebt sie Befreiung. Ihr Spiel ist als Einladung an alle zu verstehen, aus der Position auf der Grenze den Möglichkeitssinn zu entfalten und mit 'beherzten Sprüngen' in immer weitere Dimensionen des Handelns und des Seins zu dringen. Auf diese Weise finden Handeln und Glauben, Politik und Theologie zu einer Einheit“³⁸.

Anmerkungen

- ¹ Ich danke Andrea Qualbrink für tatkräftige Unterstützung beim Zusammentragen der bibliographischen Hinweise für die Anmerkungen!
- ² Angemerkt sei, dass von den theologischen Fakultäten in NRW überhaupt nur diese beiden das Angebot genutzt haben.
- ³ Mary Daly, *Jenseits von Gottvater, Sohn & Co. Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung*, München 1973 (Zitat S. 33); mehrere Neuauflagen.
- ⁴ In der feministisch-theologischen Literatur dieser Jahre wurde plakativ etwa auch von einer egalitären versus einer gynoz-

zentrischen oder von einer ethischen versus einer ästhetischen Richtung des Feminismus bzw. der feministischen Theologie gesprochen.

- ⁵ Vgl. dazu Konstanze Peter, Frauen auf dem Weg zum androgynen Gott, in: Schlangenbrut 1, 1983, 28 und Grete Sterkel, Alternativ-Eindruck zur Boller Werkstatt '83, in: Schlangenbrut 2, 1983, 33f. Vgl. die Beiträge von Helen Schüngel-Straumann, Ruah (Geistin) [so im Erstdruck; im Nachdruck 1988 dann „Ruah (Geist-, Lebenskraft)“], in: Maria Kassel (Hrsg.): Feministische Theologie. Perspektiven zur Orientierung, Stuttgart 1988, 59–73 und dies., Ruah bewegt die Welt. Gottes schöpferische Lebenskraft in der Krisenzeit des Exils, SBS 151, Stuttgart 1992.
- ⁶ Dass die dritte Figur tatsächlich „den“ Geist in weiblicher Gestalt darstellt, hat ausführlich nachgewiesen Verena Wodtke-Werner, Der heilige Geist als weibliche Gestalt im christlichen Altertum und Mittelalter. Eine Untersuchung von Texten und Bildern, Pfaffenweiler 1994. Vgl. auch Elisabeth Moltmann-Wendel (Hrsg.): Die Weiblichkeit des Heiligen Geistes. Studien zur feministischen Theologie, Gütersloh 1995.
- ⁷ Für den deutschen Sprachraum zuerst bei Virginia Mollenkott, Gott eine Frau? Vergessene Gottesbilder der Bibel, München 1985, Kap. 3ff. Viel Diskussion (auch) in exegetischen Fachkreisen konnte Helen Schüngel-Straumann mit ihrem Beitrag „Gott als Mutter in Hosea 11“, in: ThQ 166 (1986) 119–134 auslösen. Zu den Kontroversen und dem neueren Stand der Frage vgl. Marie-Theres Wacker, Figurationen des Weiblichen im Hosea-Buch. Freiburg 1996, 290–296.
- ⁸ Heide Göttner-Abendroth, Die Göttin und ihr Heros. München 1980 und viele Neuauflagen; Elga Sorge, Religion und Frau, Stuttgart 1985; Christa Mulack, Die Weiblichkeit Gottes. Stuttgart 1983 (und andere Titel danach); Gerda Weiler, „Ich verwerfe im Lande die Kriege...“. Das Matriarchat im Alten Testament, München 1984 (dritte, überarbeitete Auflage 1989; vgl. dazu weiter unten Anm. 19). Vgl. die zeitnahe (kritische) Darstellung des Göttinnen- oder matriarchalen Feminismus bei Marie-Theres Wacker, Die Göttin kehrt zurück, in: dies (Hrsg.), Der Gott der Männer und die Frauen. Düsseldorf 1987, 11–37, und kürzlich noch dies., Der biblische Monotheismus – seine Entstehung und seine Folgen, in: Heinrich Schmidinger (Hrsg.), Religiosität am Ende der Moderne, Innsbruck 1999, 51–92, hier 70–73.
- ⁹ Der vergleichende Blick auf Nachbarkulturen des Alten Israel, insbesondere auf das pharaonische Ägypten und auf die Kultur der spätbronzezeitlichen nordsyrischen Hafenstadt Ugarit mit ihrem reichen Textmaterial an Mythen und Epen, bestärkte vor allem Gerda Weiler in ihrer These vom israelitischen Mord an der Göttin.
- ¹⁰ Zu Elga Sorge vgl. die Berichterstattung in der „Schlangenbrut“: Renate Rieger, Die Guten ins Töpfchen – die Schlechten ins Kröpfchen. Inquisition auf evangelisch. Dokumentation, in: Schlangenbrut 10, Münster 1985, 44–48, und: Antje Olivier, Ein Vergleich ohne Vergleich. Elga Sorges „Hexenjagd auf evangelisch“ ist zu Ende, in: Schlangenbrut 27, Münster 1989, 40f. (Kritisch) zu Jutta Voß vgl. Jörg Baur, Notger Slenczka, Hat die Kirche das Evangelium verfälscht? Jutta Voss und ihr Buch „Das Schwarzmund-Tabu“. Das theologische Gutachten im Lehrverfahren, Stuttgart 1994.
- ¹¹ Ich selbst habe 1984 meinen ersten feministisch-theologischen Beitrag veröffentlicht, den Beitrag „Feministische Theologie“ in: Peter Eicher (Hrsg.), Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. 1, München 1991, 353–360 (im übrigen der erste Beitrag zum Stichwort „Feministische Theologie“, den es in einem theologischen Nachschlagewerk in Deutschland gab). Meine Option ging dahin, innerhalb der eher auf Reform des Christentums setzenden feministischen Option die bilderkritische Linie zu stärken: „Wenn solche Suche nach der „Weiblichkeit Gottes“ bzw. weiblichen Traditionen des Christentums der Ver-suchung widersteht, schließlich doch wieder unaufhebbar weibliche Wesenszüge festzuschreiben und „die Frau“ darauf zu fixieren, mag sie Frauen helfen, ihren Ort in der Gemeinschaft der Christgläubigen neu zu finden. Wahrhaft „befreiend“ aber kann nur ein Gott sein, der in der Tat nicht auf seine Bilder, seien sie männlich oder weiblich, festgelegt wird“. Ich kann mich erinnern, dass ich im Manuskript den männlichen Artikel vor dem Nomen „Gott“ in Anführungsstrichen stehen hatte, diese jedoch bis zur Drucklegung „verschwunden“ waren...).
- ¹² Christine Schaumberger, Verschieden und vereint: Frauen der „Dritten“ und der „Ersten“ Welt. Tagungsbericht, in: Schlangenbrut 3, Münster 1983, 40–42.
- ¹³ Alice Walker, Die Farbe Lila. Reinbek b. Hamburg 1984, 141.
- ¹⁴ M. Maassen, Chr. Schaumberger (Hrsg.), Handbuch feministische Theologie. Münster (Morgana-Frauenbuchverlag) 1986.
- ¹⁵ Vgl. Marie-Theres Wacker, Matriachale Bibelkritik – ein antijudaistisches Konzept?, in: Leonore Siegele Wenschkewitz (Hrsg.), Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt. Feministische Theologie in der

- Verantwortung für die Geschichte. München 1988, 181–242.
- ¹⁶ Vgl. neben dem in Anm. 13 genannten Beitrag etwa auch M. Th. Wacker., *Feministische Theologie und Antijudaismus – Diskussionsstand und Problemlage in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Kirche und Israel* 5/2 (1990) 168–176.
- ¹⁷ Angemerkt sei, dass diese Debatte wirklich breit geführt wurde und sich in vielen Veröffentlichungen niederschlug. Umso befremdlicher finde ich es, dass Marit Rullmann in ihrem kürzlich im Suhrkamp-Verlag erschienenen Reader „Frauen denken anders“ gleich unter dem ersten Stichwort „Göttinnen“ das Klischee von der Vernichtung der matriarchalen Spuren der Urbevölkerung Israels wiederholt, so als hätte es diese Debatte nie gegeben (vgl. Marit Rullmann, Werner Schlegel, *Frauen denken anders*. Philo-Sophias 1x1, Frankfurt 2000, 19).
- ¹⁸ An diesem Punkt war Mary Daly widerständig geblieben: „Jesus der Frauenfreund – na und?“ lautet eine ihrer Zwischenüberschriften im Kapitel zu Jesus/Christus; für sie war die Frauenfreundlichkeit des Mannes Jesu nichts weiter als patriarchale Herablassung, auf die Frauen nicht hereinfallen sollten.
- ¹⁹ Vgl. bes. Susannah Heschel, *Jüdisch-feministische Theologie und Antijudaismus in christlich-feministischer Theologie*, in: Leonore Siegele Wenschkewitz (Hrsg.), *Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt*. Feministische Theologie in der Verantwortung für die Geschichte. München 1988, 54–103 und dies., *Konfigurationen des Patriarchats, des Judentums und des Nazismus im deutschen feministischen Denken*, in: Charlotte Kohn-Ley, Ilse Korotin (Hrsg.), *Der feministische „Sündenfall“? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung*. Wien 1994, 160–184; sodann Judith Plaskow, *Feministischer Antijudaismus und der christliche Gott*, in: *Kirche und Israel* 5/1 (1990) 9–25. Nach Gesprächen mit jüdischen Frauen hat Gerda Weiler ihre Monographie zum Matriarchat im Alten Testament gründlich überarbeitet, vgl. dies., *Das Matriarchat im Alten Israel*. Stuttgart 1989.
- ²⁰ Elisabeth Schüssler Fiorenza, *In Memory of Her*. 1983, dt.: *Zu ihrem Gedächtnis. Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge*. München/Mainz 1988.
- ²¹ Dies hat dann systematisch-theologisch entfaltet Elizabeth Johnson, *Ich bin die ich bin*. Wenn Frauen Gott sagen. Düsseldorf 1994 (*She Who Is*, New York 1992).
- ²² Vor allem die Fribourger Exegeten Othmar Keel und Christoph Uehlinger boten mit einer systematischen Durchsicht des reichhaltigen Bildmaterials aus Israel und den Nachbarkulturen eine erste Synthese, die für die feministische Forschung wiederum sehr inspirierend war: die auf den Siegeln und kleinen Amuletten in Frauengestalt erscheinende Göttin dominiert in der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus als die sich sexuell ihrem göttlich-männlichen Partner anbietende, wird im letzten Drittel des 2. Jahrtausends zunehmend stärker in eine kriegerische Sphäre hineingezogen, steht selbst auf einem Kriegspferd oder schwingt die Keule, und tritt im ausgehenden 2. Jahrtausend, der Zeit, da eine Größe Israel allererst historisch faßbar wird, mehr und mehr hinter bestimmten nichtanthropomorphen Substituten, vor allem dem Baum zurück. Ein Baum mit Früchten, an dem Steinböcke knabbern, scheint dabei das bildliche Äquivalent darzustellen zu einer frauengestaltigen Göttin, die Kinder an ihren Brüsten nährt, also einer mütterlichen Göttin. Vgl. Othmar Keel, Christoph Uehlinger, *Göttinnen, Götter und Gottessymbole*. Freiburg 1992.
- ²³ Vgl. z.B. Marie-Theres Wacker, *Gott als Mutter? Zur Bedeutung eines biblischen Gottes-Symbols für feministische Theologie*, in: *Concilium* 25 (1989) 523–528.
- ²⁴ Vgl. Andrea Maihofer, *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt 1995.
- ²⁵ Luise Schottroff/Marie-Theres Wacker (Hrsg.), *Kompodium feministische Bibelauslegung*, Gütersloh 2. Aufl. 1999. Als Herausgeberinnen haben wir eine Bündelung des Standes der feministischen Bibelwissenschaft versucht, aber gleichzeitig ihre methodische und hermeneutische Vielfalt bestehen lassen. Signifikanterweise spielt die Frage nach den Göttinnen oder der Göttin im Alten Israel kaum noch eine Rolle. Als sicheren Boden empfanden alle beteiligten Frauen jeweils den Ausgang von der Frage nach den Frauengestalten im Text oder in der historischen Wirklichkeit, aus der der Text stammt. Ansonsten aber hat jede Autorin für sich selbst definiert, was sie unter einem feministischen Zugang zu dem von ihr zu bearbeitendem biblischen Buch verstehen wollte. Wichtig war uns Herausgeberinnen zu dokumentieren, dass wir uns der Autoritätsproblematik, die durch die Anerkennung der Bibel als Heilige Schrift gegeben ist, bewusst sind. Deshalb haben wir zu den biblischen Büchern, deren kanonischer Umfang ja ohnehin bereits zwischen katholischen und protestantischen Frauen kontrovers ist, auch eine ganze Reihe nichtkanonischer Schriften kommentieren lassen. Wichtig war uns zudem, ein Gleichgewicht zu finden zwischen einer möglichst weit-

- gespannten Perspektive, aber gleichzeitig der Bezogenheit auf den hiesigen, d.h. deutschsprachigen Kontext. Die meisten Autorinnen sind aus dem deutschen Sprachraum, aber wir haben bewusst auch einige Bibelwissenschaftlerinnen aus Lateinamerika, Nordamerika und Fernost hinzugebeten, die mit der Situation in Deutschland vertraut sind. Das Kompendium, so ließe sich resümieren, ist feministisch im Sinne einer Parteilichkeit für Frauen; es reflektiert die Differenz unter Frauen insofern es kontextuell rückgebunden bleibt; es reflektiert feministische bzw. genderorientierte Theoriendebatten eher implizit bzw. über pragmatische Positionierungen und ist insgesamt vor dem Beginn der Debatte hierzulande über dekonstruktivistische Ansätze und ihre Relevanz für den Feminismus entstanden.
- ²⁶ Darauf hat mich meine Assistentin Stefanie Rieger hingewiesen – danke!
- ²⁷ Vgl. dazu etwa Edith Franke, Die Göttin als zentraler Bezugspunkt feministischer Religiosität, in: Ingrid Lukatis (Hrsg.): Religion und Geschlechterverhältnisse, Opladen 2000, 131–138.
- ²⁸ Hier wären vor allem die Veröffentlichungen von Andrea Günter zu nennen. Vgl. etwa Andrea Günter, Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz. Königsstein 1996; dies., Politische Theorie und sexuelle Differenz. Königsstein 1998 und dies. (Hrsg.), Feministische Theologie und postmodernes Denken. Zur theologischen Relevanz der Geschlechterdifferenz. Stuttgart 1996
- ²⁹ Übernommen von Andrea Günter, Der Ort Gottes. Oder: wie eine strukturelle Rede von „Frau“ und „Weiblichkeit“ Frauen von ontologischen Zuschreibungen befreit und Gott in den Beziehungen unter Frauen ansiedelt, in: dies. (Hrsg.), Feministische Theologie und postmodernes Denken. Zur theologischen Relevanz der Geschlechterdifferenz. Stuttgart 1996, 54.
- ³⁰ Ina Praetorius: Zum Ende des Patriarchats: theologisch– politische Texte im Übergang, Mainz 2000.
- ³¹ Insbesondere sehe ich Diskussionsbedarf darüber, was es genauerhin heißt, in der Weise der Differenzfeministinnen axiomatisch die Zweigeschlechtlichkeit zum Ausgangspunkt des Denkens zu nehmen. Die spezifisch neuzeitliche Setzung von zwei Geschlechtern scheint ja, so haben HistorikerInnen gezeigt, bestimmte Differenzen allererst konstituiert zu haben, demgegenüber im vornezeitlichen „Ein-Geschlecht-Modell“ immerhin an einem gemeinsamen Menschsein festgehalten wurde.
- ³² Vgl. Luce Irigaray, Göttliche Frauen, in: dies., Genealogie der Geschlechter. Freiburg 1989, 93–120.
- ³³ Vgl. besonders Mieke Bal, Femmes imaginaires. L’ancien testament au risque d’une narratologie critique. Utrecht und Paris 1986.
- ³⁴ Formulierungen von Hubert Zapf, Art. „Dekonstruktion“, in: Ansgar Nünning (Hrsg.), Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart 1998, 82f, hier 83.
- ³⁵ Vgl. aber den auf deutsch zugänglichen Aufsatz von Berthe van Soest, Who Dunit. Die Rolle der Frauen bei der Enthauptung von Johannes dem Täufer, in: Andrea Günter (Hrsg.), Feministische Theologie und postmodernes Denken, Stuttgart 1996, 133–146.
- ³⁶ Vgl. Silvia Schroer, Die Zweiggöttin in Palästina/Israel, in: Max Küchler u.a. (Hrsg.), Jerusalem. Texte – Bilder – Steine. FS O. Keel und H. Keel-Leu, NTOA 6, Fribourg/Göttingen 1987, 201–225 und Othmar Keel, Christoph Uehlinger, Göttinnen, Götter und Gottessymbole. Freiburg 1992, 166ff.
- ³⁷ So erhellend es ist, die Motivgeschichte der klassischen christlichen Darstellung der dritten göttlichen Person als Taube auf den Botenvogel der altorientalischen Liebesgöttin zurückzuführen (vgl. dazu bündig Silvia Schroer, Der Geist, die Weisheit und die Taube, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 33 (1986) 197–225), so sehr wäre doch auch zu betonen, dass diese historisch–genetische Erklärung der Geisttaube, die sie in die Sphäre der Göttin zurückführt, nur eine von unterschiedlichen sinnvollen Annäherungsweisen an das Taubensymbol für „den“ Geist darstellt. Mit dekonstruktivistischem Impuls könnte z.B. auch bei der Theriomorphie dieses Gottessymbols angesetzt werden.
- ³⁸ Gisela Matthiae, Clownin Gott, Stuttgart 1999, 304.

Buchbesprechungen

Gudrun Schäfer

Jutta Röser:

Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural Studies–Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen.

Westdeutscher Verlag: Opladen 2000. ISBN 3–531–13497–3

Ausgehend von einer Kritik an der herkömmlichen Medienwirkungsforschung, stellt die Kommunikationswissenschaftlerin Jutta Röser in ihrer o.g. Studie die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Rezeption von Fernsehgewalt und Gewalt in der Gesellschaft. Eine angemessene theoretische und methodische Bearbeitung muss sich, so Röser, von den herkömmlichen Paradigmen der Medien-Gewaltforschung lösen, die, direkt oder indirekt, die Kausalkette Medien-gewalt – Aggression in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen stellen. Andere mögliche Reaktionen auf Mediengewalt, so z.B. Angst, werden allenfalls aus einer wiederum androzentrischen Perspektive, nämlich unter dem Aspekt „Angstlust“ bei Horrorfans theoretisch und empirisch bearbeitet. Angst bzw. Empathie mit den Opfern von Mediengewalt wird kaum thematisiert. Ebenso wird Gewalt in den vorherrschenden wissenschaftlichen und populären Debatten ausschließlich als Medien-Gewalt wahrgenommen. Eine Auseinandersetzung mit struktureller Gewalt in der Gesellschaft findet nicht statt, im Gegenteil wird ein Gegensatz „Medien-Gewalt“ versus „friedliche Gesellschaft“ konstruiert.

Auf der Basis der „Cultural Studies“, die in ihren theoretischen Ansätzen den Kontext zwischen Rezipienten, Medieninhalten und gesellschaftlich-kulturellen Kontexten komplexer konzipieren als die herkömmliche Medienwirkungsforschung, entwirft Röser ein Untersuchungsdesign, in dem 127 Frauen und Männer anhand zweier Fernsehenszenen mit fiktionalem Gewaltinhalt ihre Sichtweisen und ihre Aneignung dieser Szenen artikulieren können. Das erste TV-Beispiel repräsentiert dabei „konventionelle“ Ge-

waltverhältnisse, d.h. ein männlicher Täter übt Gewalt gegenüber einem weiblichen Opfer aus. Das zweite Beispiel kehrt dieses Verhältnis (partiell) um, eine Frau besiegt einen Mann, der sie angreift.

Aus den Gruppendiskussionen zum Thema kann Röser ableiten, dass die Wahrnehmung dieser Gewaltszenen viel mit der realen, der Gesellschaft innewohnenden Gewalt zu tun hat: zahlreiche Probandinnen und Probanden thematisieren allgemeinere Fragestellungen von Dominanz- und Gewaltverhältnissen anhand der TV-Beispiele. Auch konkrete Gewalterfahrungen werden angesprochen und spiegeln die Aneignung der Beiträge in spezifischer Weise. Insbesondere die Kategorie Geschlecht, so Röser, spielt für die Wahrnehmung des jeweiligen Beitrags eine zentrale Rolle: reale Machtverhältnisse strukturieren die Identifikation mit oder die Distanz zu einzelnen ProtagonistInnen.

Interessanterweise wird die angeblich durchgängige körperliche Überlegenheit von Männern gegenüber Frauen von kaum einer/einem der Befragten angezweifelt, männliche Machtausübung wird so quasi „naturalisiert“. Andererseits wird der Sieg der Protagonistin über den männlichen Angreifer im zweiten Beispiel insbesondere von den weiblichen Befragten mit Freude im Sinne erfolgreicher und auch realistischer Selbstverteidigung gesehen.

Röser bilanziert, dass Gewalttexte für Rezipierende Relevanz erlangen können, „indem sie zur symbolischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Dominanzverhältnissen Anlass geben“ (S.348). Für die Forschung ergibt sich daraus, dass Medienkritik ohne Gesellschaftskritik nicht möglich ist und schließlich auch

die kommunikations- und medienwissenschaftliche Theorie „zur Problematik der Hegemonie zurückkehren“ sollte (S.352).

Diesem Urteil schließt sich die Rezensentin an und empfiehlt das Buch zur

vertiefenden und anregenden Lektüre auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus den Bereichen Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Politikwissenschaft.

Gudrun Schäfer

Christiane Schmerl, Stefanie Soine, Marlene Stein-Hilbers, Brigitta Wrede (Hrsg.): Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften.

Leske und Budrich: Opladen 2000. ISBN 3-8100-2893-2

Im Kontext der wissenschaftlichen Debatten zum Thema „Gender“ spielt Sexualität kaum eine Rolle: Diese Erkenntnis veranlasste die o.g. Wissenschaftlerinnen, Ringvorlesungen zum Thema an der Uni Bielefeld zu organisieren und die Vorträge zu dokumentieren.

Das Ergebnis ist ein Sammelband, der sich in äußerst vielfältiger und anregender Weise seinem Gegenstand nähert. Das übereinstimmende Paradigma aller Autorinnen und Autoren ist dabei die Sichtweise von der kulturellen Bedingtheit der Sexualität und eine Abkehr vom „Triebmodell“ der medizinisch-psychologischen Forschung. Wie wird nun Sexualität inszeniert, wie werden Verhaltensweisen als sexuell „gelernt“ bzw. wie wird gelernt, bestimmte Verhaltensweise oder Zeichen als sexuell zu interpretieren? Wie stellt sich die sexuelle Praxis hetero- oder auch homosexuell orientierter Menschen in modernen Gesellschaften dar?

Diesen Fragen widmen sich die Autorinnen/Autoren aus den unterschiedlichen Perspektiven ihrer jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin und aus dem Kontext ihrer eigenen Forschungen zum Thema heraus. Die historische Perspektive findet insofern in zahlreichen Aufsätzen ihren Niederschlag, als die Autorinnen/Autoren über die Veränderung sexualwissenschaftlicher Paradigmen reflektieren, sei es am Beispiel der Pathologisierung von weiblicher Homosexualität oder der Kritik am Triebmodell und seinen geschlechterpolitischen Implikationen.

Diesem Aspekt ist ein eigenes Kapitel des Sammelbandes gewidmet, in dessen Verlauf die Autorinnen/Autoren die enge Verflechtung von patriarchal orientierter Machtausübung bzw. entsprechenden Machtinteressen, der Gleichsetzung von Sex=Natur und der phantasierten und konkreten Gewalt gegenüber Frauen aufzeigen.

Auch die Zusammenhänge zwischen sexueller Identität und ihrer Vereinnahmung durch Machtinteressen (z.B. der Politik und der Ökonomie) werden in mehreren Aufsätzen beleuchtet. Interessante Ergänzungen dazu stellen die Aufsätze über die sexuellen Praktiken der Gegenwart dar: Auch hier konstatieren die Autoren die allgegenwärtige Instrumentalisierung von Sexualität durch kommerzielle Interessen, die genannten Beispiele sind zahlreich. Aber darüber hinaus entlarven die Autoren auch scheinbar „emanzipierte“ Partnerschaftsmodelle als konventionell, deren Akteure glauben, sich aus den Fesseln der Monogamie befreit zu haben: Die „begrenzte Perversion“ gehorcht hinter einer Fassade von Rebellion traditionellen Partnerschaftsnormen und -werten wie Treue, Verschmelzung, Regelmäßigkeit und instrumentalisiert, last not least, diejenigen Menschen, die als kurzzeitige „Gespielen“ von einem Paar benutzt werden.

Insgesamt empfiehlt sich „sexuelle Szenen“ für alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ihren Blick für die kulturelle Inszenierung „Sexualität“ schärfen möchten.

VERÖFFENTLICHUNGEN aus dem Netzwerk

Villa, Paula-Irene

Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper

Geschlecht und Gesellschaft Bd. 23. Lenz, Ilse; Mae, Michiko; Metz-Göckel, Sigrid; Müller, Ursula; Oechsle, Mechtild; Stein-Hilbers †, Marlene. Verlag Leske + Budrich 2001, 2., durchgesehene Auflage ISBN 3-8100-3153-4. 277 Seiten mit 17 Abbildungen. Kart. 29,- DM/26,50 SFr/212 ÖS

In diesem Hand- und Einführungsbuch werden aktuelle soziologische (handlungstheoretische, phänomenologische und diskurstheoretische) sowie feministische Perspektiven auf den Körper rekonstruiert. Bei der synthetischen Zusammenführung geht es vor allem um eine kritische Auseinandersetzung mit Erträgen, Grenzen und Verkürzungen der jeweiligen Perspektiven, insbesondere um das gesellschaftstheoretische Defizit gegenwärtiger (sozial-)konstruktivistischer Analysen. Mit Bourdieu und Kreckel werden Vergeschlechtlichungsprozesse, die den Körper formen und das leibliche Erleben des Geschlechts beeinflussen, auch als durch die soziale Ungleichverteilung gesellschaftlicher Ressourcen geprägte Prozesse begriffen. Ein abschließendes Kapitel zum Argentinischen Tango bringt die soziologischen Analysen „zum Tanzen“.

Die Autorin: Dipl.-Soz. Dr. Paula-Irene Villa war Mitarbeiterin/Koordinatorin der Marie-Jahoda-Gastprofessur für Internationale Frauenforschung an der Ruhr-Universität Bochum, derzeit Assistentin am Institut für Soziologie der Universität Hannover.

Ulrike Schildmann

Normalität, Behinderung und Geschlecht. Ansätze und Perspektiven der Forschung

Konstruktionen von Normalität Bd. 1. Verlag Leske + Budrich 2001, 130 Seiten. Kart. 24,80 DM/23,- SFr/181 ÖS



Das Buch untersucht die Kategorie „Normalität“ vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Geschlechterdynamik und dem Themenkreis sozialer Abweichung – hier Behinderung. Welche Strukturen hat Normalität, wie funktioniert sie, wie wird sie produziert?

Normalität, Behinderung und Geschlecht sind gesellschaftliche Konstrukte, die miteinander in Zusammenhang stehen. Geschlecht und Behinderung fungieren als – mehr oder weniger stabile – gesellschaftliche Strukturkategorien. Normalität dagegen hat einen anderen Charakter: Sie wird vor allem über Risiko und Abweichung sichtbar und ist weniger eigenständig definierbar.

In diesem Band diskutieren Vertreterinnen und Vertreter der Behinderten-

pädagogik, welche gesellschaftlichen Funktionen und Charakteristika Normalität aufweist. So entstehen neue Perspektiven auch für die Forschungszusammenhänge von weiblichem Geschlecht und Behinderung.

Aus dem Inhalt:

- Ulrike Schildmann, Es ist normal verschieden zu sein? Einführende Reflexionen zum Verhältnis zwischen Normalität, Behinderung und Geschlecht
- Ute Weinmann, Normalität im wissenschaftlichen Diskurs verschiedener Fachdisziplinen
- Theresia Degener, „Gesunder“ juristischer Menschenverstand? Über den Terror der Normalität und die Steuerungsfunktion von Rechts- und Sozialnormen am Beispiel der wrongful-birth Rechtsprechung
- Birgit Warzecha, Normalität und Geschlecht in der Verhaltensgestörtenpädagogik
- Wolfgang Jantzen, Vernunft – Natur – Normalität. Bemerkungen zur Kritik der relationalen Vernunft.
- Vera Moser, Identitätskonstruktionen in der Sonderpädagogik. Welche Normalität wird produziert?
- Sabine Knauer, Wie normal ist die Integrationspädagogik?
- Sabine Lingenauber, Flexibel-normalistische Strategien im Diskurs der Integrationspädagogik

Die Herausgeberin: Dr. Ulrike Schildmann, Professorin für Frauenforschung in der Behindertenpädagogik, Universität Dortmund.

Knapp, Gudrun-Axeli/Angelika Wetterer (Hrsg.):

Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik.

Münster 2001: Forum Frauenforschung 13.

Zum Inhalt: Der soeben erschienene 13. Band in der Publikationsreihe der Sektion Frauenforschung der DGS nimmt den in der jüngeren Geschlechterforschung weitgehend fallengelassenen Faden gesellschaftstheoretischer Reflexionen wieder auf und tut dies in der Überzeugung, dass feministische Theorie gesellschaftstheoretische Fragestellungen nicht länger vernachlässigen kann, wenn sie auf der Höhe der Zeit bleiben will. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass es möglicherweise weit eher die struktur- und makrotheoretische Abstinenz feministischer Theorie ist, die der neuerdings verbreiteten These vom Bedeutungsverlust der Strukturkategorie „Geschlecht“ Vorschub leistet, als dass in dieser These gewandelte Wirklichkeiten zum Ausdruck kämen. Gleichzeitig ist jedoch offenkundig, dass die überkommenen theoretischen Mittel und Traditionen angesichts der gegenwärtigen Veränderungen in Kultur und Gesellschaft neu evaluiert und weiterentwickelt werden müssen.

Der nun vorliegende erste von zwei Bänden zum Thema „Gesellschaftstheorie und feministische Kritik“ konzentriert sich auf eine Bestandsaufnahme des theoretischen Instrumentariums, die zwei Schwerpunkte hat. Zum einen stellen feministische Wissenschaftlerinnen, die selbst gesellschaftstheoretisch gearbeitet haben, das Potenzial ihrer Ansätze angesichts neuer Problemlagen noch einmal dar und benennen Perspektiven der Weiterentwicklung; zum anderen werden Theorietraditionen, in deren Kontext gesellschaftstheoretische Perspektiven eine gewichtige Rolle spielen, daraufhin befragt, worin ihr Potenzial für feministische Analysen aktueller Transformationsprozesse besteht bzw. wie sie revidiert werden müssen, um für Analysen der Vergesellschaftung im Geschlechterverhältnis produktiv zu werden.

Mit Beiträgen von:

- Gudrun-Axeli Knapp: Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht

- Helga Krüger: Gesellschaftsanalyse: Der Institutionen-Ansatz in der Geschlechterforschung
- Regina Becker-Schmidt: Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik von Umverteilung und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung
- Kathrin Braun: (K)Eine Denkerin der Vermittlung? Gesellschaftstheorie und Geschlechterverhältnis im Werk von Hannah Arendt
- Maria Mies: Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive
- Brigitte Aulenbacher: Die „zweite Moderne“, ein herrenloses Konstrukt. Reichweite und Grenzen modernisierungstheoretischer Zeitdiagnosen
- Gabriele Klein & Katharina Liebsch: Egalisierung und Individualisierung. Zur Dynamik der Geschlechterbalancen bei Norbert Elias
- Hannelore Bublitz: Geschlecht als historisch singuläres Ereignis: Foucaults poststrukturalistischer Beitrag zu einer Gesellschafts-Theorie der Geschlechterverhältnisse
- Ulrike Teubner: Soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – kein Thema innerhalb der Systemtheorie?
- Beate Kraus: Die feministische Debatte und die Soziologie Pierre Bourdieus: Eine Wahlverwandtschaft?

Bühmann, Andrea/Diezinger, Angelika/Metz-Göckel, Sigrid:

Arbeit, Sozialisation, Sexualität.

Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung

(1. Band des Lehrbuches zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung)

Was waren die zentralen Problemkomplexe der neueren sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung? Unter welchen Perspektiven sind sie diskutiert worden? Und welche Positionen sind dabei entwickelt worden? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt des ersten Bandes der Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung.

Dabei geht es nicht darum, den LeserInnen einen rasch erlernbaren Abriss der Frauen- und Geschlechterforschung anzubieten, der dann als positiver Wissensstoff getrost nach Hause getragen und auch wieder vergessen werden kann. Vielmehr soll Frauen- und Geschlechterforschung als Ausschnitt und Ausdruck eines unabgeschlossenen Prozesses gesellschaftlicher Auseinandersetzungen begriffen werden, der auf künftige Weiterentwicklungen verweist.

Der Band I konzentriert sich auf drei Themenkomplexe, die bei der Frage nach der Unterdrückung von Frauen und den Schritten ihrer Emanzipation immer eine zentrale Rolle gespielt haben: Arbeit, Sozialisation und Sexualität.

Zu diesen Themenkomplexen wurden Auszüge aus 'bedeutenden' Texten ausgewählt, die Diskussionen innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung entzündet und nachhaltig beeinflusst haben, Kontroversen bündelten oder neue Perspektiven eröffneten. Auf diese Weise gelingt es, eine 'Problemgeschichte' zu skizzieren, die die Studierenden in Auseinandersetzung mit 'bedeutenden' Texten zu einer kritischen Reflexion ermutigt.

Die Autorinnen kommentieren die abgedruckten Textauszüge und arbeiten so die Grundlinien und Grundprobleme der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung heraus: Angelika Diezinger zeigt, dass das Thema Arbeit zum ersten Kristallisationspunkt westdeutscher Frauenforschung geworden ist. Dies lag einerseits daran, dass viele Forscherinnen aus der marxistischen Theorietradition kamen. Ihre Kritik wandte sich allerdings dagegen, Frauenunterdrückung lediglich als Nebenwiderspruch zum Klassengegensatz zu verstehen. Andererseits galt Erwerbsarbeit als der Weg zur Emanzipation von Frauen. Angelika Diezinger zeichnet fünf Etappen der Problematisierung des Themas Arbeit in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung nach: Zunächst

entdeckten Forscherinnen in ihren Untersuchungen den sogenannten weiblichen Lebenszusammenhang. Dann thematisierten sie die private Hausarbeit als Frauenarbeit. Im Anschluss setzten sich Forscherinnen mit Frauen als besonderen Arbeitskräften auseinander. Schließlich untersuchten sie zum einen die Entwicklung und Gestalt der Frauenerwerbstätigkeit und diskutierten zum anderen Entwicklungstendenzen im Geschlechterverhältnis. Ebenso wie das Thema Arbeit hatte auch das Thema Sexualität eine politische Dimension. Andrea Bührmann zeigt, dass der Beginn der Frauenforschung zur Sexualität eng mit der Entstehung der Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland verknüpft war. Im Mittelpunkt stand hier das sexuelle Selbstbestimmungsrecht. Im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung zum Thema Sexualität konstatiert Andrea Bührmann unterschiedliche thematische Verschiebungen: Ausgehend vom Selbstbestimmungsrecht von Frauen wurde erstens die gesellschaftspolitische Bedeutung der Sexualunterdrückung thematisiert. Zweitens setzten sich Forscherinnen mit psychoanalytisch orientierten Sexualitätskonzeptionen auseinander. Drittens übte die entstehende Lesbenforschung Kritik an der Annahme, Heterosexualität sei 'normal' und damit 'natürlich'. Schließlich wurde viertens nach der gesellschaftlichen Relevanz der Normalität und Normativität von Heterosexualität gefragt. Das Thema Sozialisation stellt eine Brücke zwischen den beiden Themenkomplexen Arbeit und Sexualität dar. Sigrid Metz-Göckel zeichnet zentrale Entwicklungen in der Diskussion um die Sozialisation der Geschlechter nach. In kritischer Abgrenzung zur Interpretation einer defizitären weiblichen Sozialisation ging die frühe Frauenforschung zunächst von einer Differenz der Geschlechter aus. Sozialisation wurde zwar als Aneignung des herrschenden Geschlechterverhältnisses begriffen. Aber als lebenslange Auseinandersetzung mit offenen und verdeckten Verhaltenserwartungen wurde auch ihr Veränderungs- bzw. Gestaltungspotential erkennbar gemacht. Im Anschluss wandten Forscherinnen ihre Aufmerksamkeit auf die Unterschiedlichkeit von Frauen. Sie relativierten die Unterscheidungen von Verhaltensweisen als geschlechtstypisch. Es ging vielmehr darum, Gleichheit, Differenz und Differenzierung der Geschlechter zusammen zu denken. Mit dem Perspektivwechsel hin zu Fragen, wie Frauen und Männer 'gemacht werden' rückten schließlich insbesondere auch die Problematisierungen einer polaren Geschlechterkonstruktion ins Blickfeld.

Hinweis auf weitere Veröffentlichungen aus dem Netzwerk:

Klaus, Elisabeth/Jutta Röser/Ulla Wischermann (Hrsg.) 2001: Kommunikationswissenschaft und Gender Studies. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Becker, Ruth 2001: Riskante Sicherheiten: Von gefährlichen Orten und sicheren Räumen. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 4/2000. S. 49-65

Becker, Ruth 2001: Frauenwohnprojekte in der BRD – ein Überblick. In: Frauen in der Einen Welt, Orte für Frauen – Wohnraum planen und schaffen, Heft 1/2001, Nürnberg 2001, S.25-43

Ilse Lenz, Michiko Mae, Karin Klose

Zwischen Dominanz und Empowerment: Machtkonzepte und Geschlechterverhältnisse in Ostasien

Einladung und Call for papers für den 10. Workshop „Geschlechterforschung zu Japan“

Zum zehnjährigen Bestehen des Genderworkshops wollen wir die Frage der Macht im interkulturellen Vergleich zwischen China, Japan und Korea diskutieren. Die vergleichende Perspektive ist besonders fruchtbar, da sie ermöglicht, die spezifischen Quellen und Konfigurationen von Macht sichtbar zu machen und zugleich zu Erkenntnissen über diese Schlüsselfrage zu gelangen, die die vorherrschenden nationalen Verengungen überwinden. Bildete doch die Frage der Macht oder Unterordnung von Frauen in ostasiatischen Gesellschaften lange eine Projektionsfläche für eurozentrische und orientalisierende Diskurse; umgekehrt stellte die traditionale Frauenrolle, die es vor westlichen Einflüssen zu schützen galt, einen Kristallisationspunkt nationaler politischer Diskurse in Japan und Korea dar. Frauen verkörperten sozusagen die nationale Kultur, während die vielfältigen modernen Machtpositionen von Männern nicht thematisiert wurden. Eine vergleichende Perspektive zwischen China, Japan und Korea ermöglicht ferner, die Unterschiede der Entwicklungen in Ostasien hervorzuheben und so das westliche – oder panasiatische – Konstrukt einer einheitlichen ostasiatischen Kultur zu hinterfragen, die häufig mit Verweis auf das konfuzianische Erbe postuliert wird. Die Macht von Frauen im Verhältnis zu männlichen Machtpositionen in Familie und Gesellschaft bietet eine neue und fruchtbare Perspektive, um die komplexen Herrschaftsstrukturen und Legitimationen zu beleuchten.

Mit der Trennung der öffentlichen und der privaten Lebenssphäre in der Moderne wurden Frauen von vielen öffentlichen Lebensbereichen ausgeschlossen, was direkt und indirekt zu ihrem Machtverlust führte. Es ist interessant festzustellen, inwiefern sich in unterschiedlichen politischen Systemen in Asien die Machtposition der Frauen und Männer verändert hat. Zunächst fallen deutliche Unterschiede auf: Die

VR China propagierte die Emanzipation von oben und Partizipation der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, entwickelte also ein Modell der öffentlichen Partizipation beider Geschlechter und der Differenz im „Privaten“. Demgegenüber ist die japanische Modernisierung von einer Reorganisation der Geschlechterpolarität charakterisiert, nach der die Öffentlichkeit den männlichen Bereich und Haus und Familie die Sphäre der Frau und Mutter bilden. Doch zeigt sich auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten: China, Korea und Japan waren herkömmlich von der Vorstellung des korporativen „Hauses“ geprägt, die durch die konfuzianische Formel der hierarchischen Geschlechterbeziehungen legitimiert wurde. In der Moderne kündigen vor allem junge Frauen diesen Konsens auf; sie entwickeln Tendenzen zur Individuation und zur persönlichen, auch sexuellen Emanzipation. Die Frauenbewegungen in China, Japan und Korea setzen teils an ähnlichen Fragen an und lernen voneinander. Auch die institutionelle Geschlechterpolitik zeigt zunehmend transnationale Impulse.

Von einem solchen Vergleich sind fruchtbare Ansätze für das Verständnis von Macht zu erwarten. Die Geschlechterverhältnisse in China, Japan und Korea sind weiterhin durch männliche Vorherrschaft geprägt, auch wenn sich das Spektrum im Umgang mit der Macht erweitert hat und von konservativen Männerbünden bis zu Vertretern einer ‘neuen’ Männlichkeit reicht, die neue Rollenmuster für sich reklamieren. Währenddessen haben Frauen sich unterschiedliche Machtressourcen und -strategien erschlossen. Dabei ist die Frage der kulturellen Repräsentation des Geschlechts besonders interessant: Denn im Unterschied zu der Geschlechterdualität in Europa überkreuzen sich in China, Japan und Korea Traditionen, die ein Spiel von Genderrollen, Ambivalenzen und Widersprüchen zumindest zulassen.

Weitere zentrale Fragen bilden die Verschiebung und Reorganisation von Machtkonfigurationen.

Welche Rolle spielen die Medien und wissenschaftliche Diskurse, mit denen in der Nationenbildung erneut patriarchale und/oder polare Geschlechterrollen festgeschrieben wurden? Inwiefern entwerfen sie nun neue Formen hegemonialer Männlichkeiten in der Globalisierung?

Ein weiteres Themenfeld ist die Frage nach den Alternativen zur Macht: Fügen sich Frauenbewegungen und Frauenpolitik in die etablierten Strukturen ein oder entwickeln sie partizipativere Machtstrategien? Welche Vorstellungen und Utopien – für Herrschaftsfreiheit oder für Machtbalancen – werden in China, Japan und Korea entwickelt?

Unser Workshop wird, wie immer vorgelagert zur Jahrestagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung (VSJF), vom 13.–14. Dezember 2001 im Japanisch-Deutschen Zentrum in Berlin stattfinden und ist für Interessierten aller Fachrichtungen offen. In gewohnter Tradition möchten wir mit einer längeren Vorstellungsrunde beginnen, und den

Abend zu Gesprächen in entspannter Atmosphäre nutzen. Inhaltlicher Austausch und Diskussion sollen während des ganzen Workshops im Vordergrund stehen. Wir wünschen uns also kurze Referate (ca. 20 Minuten) zu eigenen Forschungen, die sich thematisch in den umrissenen Rahmen fügen. Dabei sollten auch theoretische und methodische Fragen angesprochen werden. Studierende, die erste Ergebnisse (z.B. im Rahmen einer Magisterarbeit) haben, sind ebenfalls herzlich eingeladen. Alle, die sich mit einem Referat beteiligen wollen, bitten wir, bis zum 15.07.2001 ein kurzes Abstract (ca. 1/2–1 Seite) zu ihrem Thema an Karin Klose zu schicken.

Kontakt und Information

Karin Klose, M.A.
Ostasien-Institut / Modernes Japan
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Universitätsstr. 1
40225 Düsseldorf
Tel.: 0211-81-14709, Fax: 0211-81-14714
Email: klosek@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Ankündigung: Konferenz "Techniken der Reproduktion: Medien, Leben, Diskurse"

Konzept und Durchführung: Ulrike Bergermann, Claudia Breger (Uni Paderborn) in Kooperation mit Tanja Nusser (HU Berlin) – Universität Paderborn, 1./2. Dezember 2001

"Reproduktion" ist derzeit in aller Munde. Auf der geplanten Tagung sollen die aktuellen biotechnologischen und biopolitischen Entwicklungen mit kultur- und medienwissenschaftlichen Überlegungen zusammengeführt werden, die sich mit der Reproduktion von Texten, Ordnungen und Identitäten befassen. Fragen nach der Um/Ordnung hegemonialer Geschlechterverhältnisse, aber auch nach ethnischen und sozialen Norm(alis)ierungen in den neuen reproduktiven Technologien und den ‚alten‘ wie aktuellen kulturellen Phantasmen der Reproduktion spielen dabei eine zentrale Rolle.

Geplant sind die folgenden *panels* und Vorträge:

Panel I: Disziplin- und Technikgeschichten

- Jutta Weber, Wissenschaftsphilosophin, Uni Bremen: Technoscience: materiale, rhetorische und gesellschaftliche Technologien
- Ulrike Bergermann, Medienwissenschaftlerin, Uni Paderborn: Genetik und Kybernetik / Zum „Austausch“ von Information und anderen Begriffen um 1950 (Arbeitstitel)
- Claudia Reiche, Medienwissenschaftlerin, Uni Hamburg: Vom Ursprung des Lebens im Bild. Aufzeichnungen natürlicher und künstlicher Lebensentstehung: Visible Human, Artificial Life, Genomtechnik

- Birgit Schneider, Medienwissenschaftlerin, HU Berlin/Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik: Dinge und ihre Wiedergabe. Reproduktionsbegriffe und -verfahren in der Drucktechnik
- Gabriele Werner, Kunsthistorikerin, HU Berlin/Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik: Der Körper der Anatomie zwischen Medienarchäologie und Ikonografie

Panel II: Biopolitiken

- Ingrid Schneider, Politologin, Hamburg: Gesellschaftspolitische Regulierung von Fortpflanzungstechnologien und Embryonenforschung
- Kate Boulay, Napier University of Edinburgh, England: New Definitions of Motherhood
- Sarah Sexton, Sturminster Newton, England: The Language and Discourse of Human Embryo Cloning: Reflections from the UK and Europe
- Susanne Baer, Juristin, HU Berlin: Juristische Perspektiven (angefragt)
- Anne Waldschmidt, Pflegemanagement, Ev. FH Nürnberg: Genetische Diagnostik in der Normalisierungsgesellschaft

Panel III: Klone und Mütter: Rekonfigurationen geschlechtlicher Phantasmen

- Claudia Breger, Literaturwissenschaftlerin, Uni Paderborn: Alien queens. Reproduktionen von Herrschaft
- Tanja Nusser, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, HU Berlin: Zur Jungfrauendebatte im 19. und im 20. Jahrhundert

- Doerte Bischoff, Literaturwissenschaftlerin, Uni Münster: Monströse Mütter der Moderne
- Ines Kappert, Literaturwissenschaftlerin, Uni Hamburg: Liegen bleiben und Leben geben. Krisengeschüttelte Männlichkeit im auslaufenden 20. Jahrhundert

Panel IV: Mediale Artefakte

- Cathy Gelbin, Literaturwissenschaftlerin, Uni Manchester: Der Golem (Arbeitstitel)
- Ulrike Vedder, Literaturwissenschaftlerin, Zentrum für Literaturforschung Berlin: Faltungen (Arbeitstitel)
- Julika Funk, Literaturwissenschaftlerin, Uni Erfurt: Wort-Maschinen. Abschreiben und Umschreiben – Textuelle Strategien der Reproduktion in der Literatur des 20. Jahrhunderts
- Sigrid Nieberle, Literaturwissenschaftlerin, Uni Greifswald: Autorschaft und technische Reproduktion in Buch und Film (Arbeitstitel)

Kontakt und Information

Dr. Claudia Breger
 FB 3
 Universität-GH Paderborn
 Warburger Str. 100
 33098 Paderborn
 cbreg1@hrz.uni-paderborn.de

„Wissensmanagement und Selbstorganisation im Kontext hochschulischer Lehr- und Lernprozesse“

Im Rahmen des Promotionskollegs der Hans Böckler Stiftung sind acht Promotionsstipendien zu vergeben.

Die Promotionsvorhaben müssen sich in das empirische Forschungsprogramm des Promotionskollegs und seine vier Schwerpunkte einfügen:

- Lehr- und Lernforschung zur Hochschullehre,
- neue Medien, hypermediale Lernumgebungen und informatische Bildung,
- Wissensmanagement im Kontext der Selbstorganisation,- Internationalisierung des Studiums und vergleichende Hochschulforschung.

Neben den acht Stipendien in Höhe von 1.800 DM zuzüglich 200 DM Forschungskostenpauschale pro Monat werden auch ebenso viele Bewerbungen um eine ideelle Förderung berücksichtigt. Von den Teilnehmerinnen wird eine Residenzpflicht im regionalen Umkreis des Promotionskolleg erwartet sowie die regelmäßige Teilnahme am Lehr- und Studienprogramm, das ein Begleitprogramm zur hochschuldidaktischen Aus- und Fortbildung enthält.

Beteiligte Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer

Von der Universität Dortmund:

- Prof. Dr. Bernd Gasch, Pädagogische Psychologie,
- Prof. Dr. Walter Grünzweig, amerikanische Literatur und Kultur,
- Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Bildungs- und Geschlechterforschung,
- Prof. Dr. Sigrid Schubert, Informatik und Lehrerbildung,

- Prof. Dr. Johannes Wildt, Hochschuldidaktische Lehr- und Organisationsforschung,
- Prof. Dr. Klaus Henning, Lehrstuhl für Informatik im Maschinenbau und Hochschuldidaktisches Zentrum der RWTH Aachen und
- Prof. Dr. Wilfried Bos, Empirische Methoden, jetzt Universität Hamburg.

Nähere Information auch im Internet unter www.hdz.uni-dortmund.de.

Das Promotionskolleg strebt eine paritätische Beteiligung von Frauen an und die Integration der Geschlechterperspektive in die jeweiligen Schwerpunkte und Promotionsvorhaben. Bewerbungen mit einem Exposé (8-10 Seiten) des geplanten Dissertationsvorhabens, einem Gutachten eines Hochschullehrers/einer Hochschullehrerin sowie Lebenslauf und Zeugnisse sind zu richten an Hochschuldidaktisches Zentrum, Universität Dortmund, 44221 Dortmund. Einsendeschluss ist 25.06.2001. Die Hans Böckler Stiftung fördert Bewerbungen, die ein gewerkschaftliches oder gesellschaftspolitisches Engagement erkennen lassen.

Kontakt und Information

Hochschuldidaktisches Zentrum
Universität Dortmund
44221 Dortmund
www.hdz.uni-dortmund.de

“30 Jahre Frauenforschung – 15 Jahre Netzwerk”

Tagung am 23. November 2001 – Universität Dortmund

Wir möchten wir Sie zur Tagung zum 15-jährigen Bestehen „Netzwerk Frauenforschung NRW – Rückblick und Ausblick“ – einladen.

Das Netzwerk Frauenforschung wurde 1986 auf Initiative engagierter Wissenschaftlerinnen – vor allem des „Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen von NRW“ von der damaligen Wissenschaftsministerin des Landes NRW, Anke Brunn (SPD), eingerichtet. Die erste Netzwerkprofessur „Frauengeschichte“ – besetzt mit Prof. Dr. Annette Kuhn – nahm 1986 an der Universität Bonn ihre Arbeit auf und immer noch ist der Prozess der Besetzung von Netzwerkprofessuren nicht vollständig abgeschlossen. Zum 1.4.2001 wurde die Professur „Architektur, Planungstheorie und Projektsteuerung unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau im Baubetrieb und Handwerk“ an der Fachhochschule Bielefeld, Abt. Minden, mit Prof. Dr. Bettina Lautz erstmalig besetzt.

Mit der Tagung zum 15-jährigen Jubiläum des Netzwerks gilt es, den Fokus sowohl auf die eigene Geschichte zu werfen als auch die aktuellen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung aufzugreifen. Dabei sind Fragen nach interdisziplinärer und internationaler Qualität der Frauen- und Geschlechterforschung und nach dem Paradigmenwechsel von der Frauen- zur Genderforschung und deren Konsequenzen zu stellen. Unter dem Arbeitstitel: „30 Jahre Frauenforschung – 15 Jahre Netzwerk“ soll am 23. November 2001 sowohl ein historischer, biografischer als auch visionärer Blick auf Inhalt und Entwicklung der Frauen- und Genderforschung gerichtet werden. Hierzu soll über die Mitglieder des Netzwerks Frauenforschung NRW hinaus die interessierte Fachöffentlichkeit aus Politik und Wissenschaft eingeladen werden.

Kontakt und Information

Dr. Beate Kortendiek
Tel.: 0231-755-5142
E-Mail: kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de

Rezensionen / Informationen

Querelles-Net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung ist zu kostenlos zu abonnieren bei:

www.querelles-net.de

Herausgegeben von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin
Königin-Luise-Straße 34

14195 Berlin

Fon: ++49-030-838-5-62 52

Fax: ++49-030-838-5-61 83

Email: redaktion@querelles-net.de

CEWS – Newsletter Nr. 4 / 2001 ist kostenlos zu abonnieren bei:

Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung
Center of Excellence Women and Science (CEWS)

Universität Bonn

Poppelsdorfer Allee 15

53115 Bonn

Fon: + 49 (0) 2 28 – 73 48 35

Fax: + 49 (0) 2 28 – 73 48 40

<http://www.cews.uni-bonn.de>

e-mail: cews-info@cews.uni-bonn.de

Mathematik und Geschlecht –

Internationale Fachtagung am Essener Kolleg

für Geschlechterforschung am 30.11./ 01.12.2001 (Universität Essen)

Seit ca. 20 Jahren wird in der Frauen- und Geschlechterforschung die Situation von Frauen in Naturwissenschaft und Technik bearbeitet.

Immer wieder wurde dabei auf die Unterrepräsentanz von Frauen in den meisten dieser Fächer verwiesen. Auch Modellversuche und Fördermaßnahmen, die an Schulen, Universitäten und in Erwerbsbereichen durchgeführt wurden, haben an diesem Tatbestand nichts Grundsätzliches ändern können. Nach wie vor ist eine Selektion und Selbstselektion von Frauen zu konstatieren, die sich mit zunehmender Statushöhe zu Lasten des Frauenanteils vergrößert. Das gilt auch für das Fach Mathematik, das in den Naturwissenschaften einen besonderen Platz einnimmt.

Die Tagung „Mathematik und Geschlecht“ wird einen Beitrag zur Rekonstruktion der komplexen sozialen Prozesse leisten, die die Geschlechtsselektion in den entsprechenden Lern- und Arbeitsfeldern herstellen. Die Folgen dessen für die wissenschaftlichen Paradigmen und Fragestellungen führt in eine noch ungeschlossene Debatte: Würde eine geschlechtsparitätische Besetzung im traditionsreichen Fach Mathematik die intellektuellen Diskurse und Innovationen verändern oder nicht? Die Anlage der Tagung führt diese Auseinandersetzung einen Schritt weiter, indem sie auch darauf antwortet, wie Mathematiker ihr soziales Profil als Männer in das Fach hineingetragen haben. Ansätze der Männerforschung und der vergleichenden Geschlechterforschung kommen hier zum Tragen.

Die Bundesrepublik Deutschland gehört zu den Ländern, in denen der Anteil von Frauen besonders gering ist, obwohl einige Mathematiker – zum Beispiel Klein und Hilbert – die Förderung von Frauen in ihrem Fach zeitweilig zu ihrem Anliegen gemacht haben. Bei einem Blick über die Landesgrenzen hinaus zeigt sich, dass die Geschlechterselektion in der Mathematik andere Proportionen und soziale Züge haben kann.

Daher empfiehlt sich eine kulturübergreifende Perspektive. Denn so wird erkennbar, wie sich historische, ethnische und wissenschaftsgeschichtliche Differenzen im Gendersetting der Mathematik abbilden. Warum haben in einigen Ländern – wie z. B. Indien – Frauen einen

höheren Anteil an der mathematischen Wissensproduktion? Warum haben andere Länder – z. B. Schweden – diesen Anteil stärker erhöhen können? Welche Konsequenzen haben Antworten auf solche Fragen auf eine Politik und Praxis des Gendermainstreaming in Deutschland, in NRW?

Am ersten Tag der Konferenz stehen kulturvergleichende Beiträge im Zentrum. Dabei werden insbesondere Skandinavien, der Mittelmeerraum, Indien und die USA beleuchtet. So wird Prof. Dr. Ann Hibner Koblitz die Situation in den USA der in anderen Kulturen gegenüber stellen. Prof. Dr. Renuka Ravindran (Indien) wird dieses für den indischen Kulturkreis tun.

Am zweiten Tag fokussiert sich das Interesse auf Bilder von der Mathematik in Deutschland und deren Auswirkungen auf die Geschlechterselektion. Sichtbar werden die Positionierungen von Frauen in der Geschichte der Mathematik. Für die Gegenwart werden Männlichkeitstypen herausgestellt, die die scientific community gestalten. Damit kontrastieren Untersuchungsergebnisse über die Situation von Mathematikstudentinnen an der heutigen Universität. Mit dieser Thematik werden sich Prof. Dr. Pieper-Seier und PD Dr. Tobies auseinandersetzen.

In der abschließenden Podiumsdiskussion erörtern Personen mit unterschiedlichem Praxisbezug zur Mathematik, so etwa Prof. Dr. Beutelspacher und Prof. Dr. Niederdrenk-Felgner, neue Bilder des Faches und das Verhältnis von Frauen und Männern in ihnen.

Am Abend des ersten Tages findet eine Festveranstaltung statt, bei der zum dritten Mal der Maria Sybilla Merian-Preis an eine herausragende Naturwissenschaftlerin verliehen wird. Dieser Preis ist mit 10.000 DM dotiert und wird von der Deutschen Telekom gesponsert.

Kontakt und Information

Heike Gebhard

Essener Kolleg für Geschlechterforschung

Universitaet Essen

45117 Essen

fon: +49 (0)201-183-3610

fax: +49 (0)201-183-4432

mail to: heike.gebhard@uni-essen.de

www.uni-essen.de/geschlechterforschung
